



NUR DER KUCKUCK WEISS WIE SPÄT ES IST

60 illustrierte Tiermärchen

© 2006 WIESL

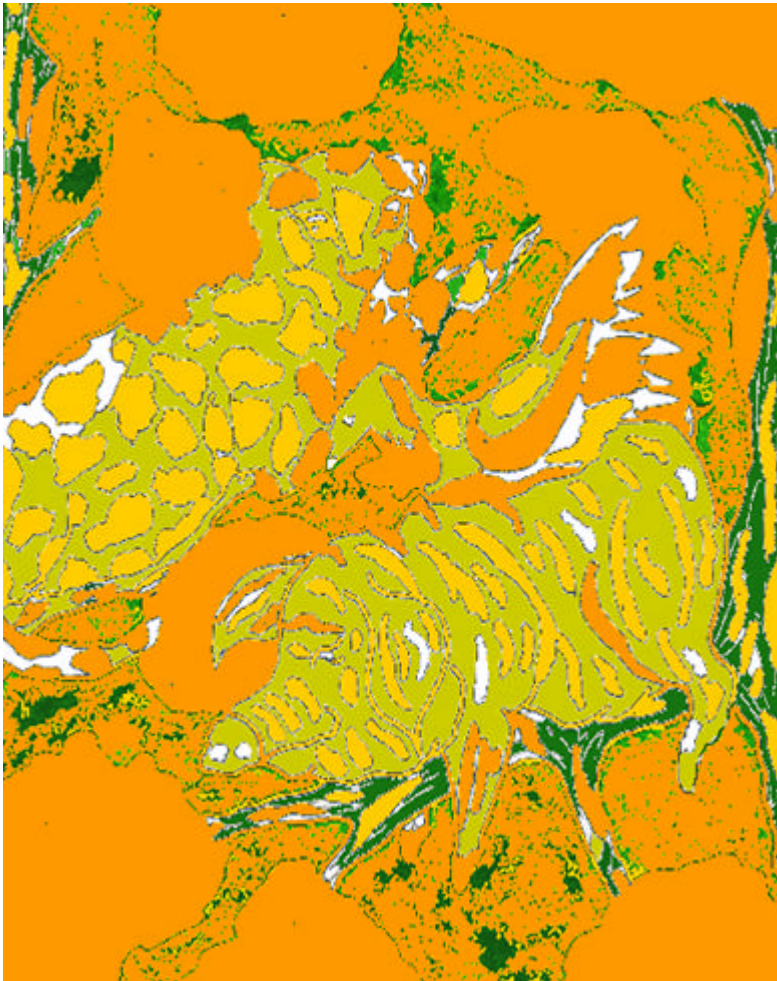
www.wiesl.net

NUR DER KUCKUCK WEISS WIE SPÄT ES IST

INHALT

Der grüne Zweig.....	3
Nur der Kuckuck weiß wie spät es ist.....	4
Die zehn Gelsen.....	5
Das gehörlose Stachelschwein.....	7
Die blinde Giraffe	9
Der stumme Affe	11
Das Kopfweh der Krokodile.....	12
Der brutale Schmetterling.....	14
Der göttliche Fuchs	15
Der Igel und der Donner	17
Die bunten Vögel.....	19
Der flotte Hirsch.....	20
Die faule Biene	22
Das fleißige Ai.....	23
Der saubere Fisch.....	25
Der Fehler der Schlange.....	26
Die betrunkene Rebblaus	27
Papagei und fremde Sprachen.....	29
Der arme Tintenfisch	30
Das wüste Kamel	32
Der Ameisenkrieg.....	33
Der gierige Geier.....	35
Die Neidechse.....	36
Der süße Hund	37
Ein Wurm macht Karriere	40
Der falsche Elefant.....	41
Nilpferd mit Kaugummi.....	43
Die Katze mit dem Milchgesicht.....	44
Der gestreifte Löwe.....	45
Der schreiende Pelikan.....	47
Der faszinierende Leguan.....	48
Walfisch mit Mundgeruch	50
Nashorn mit Schnupfen.....	51
Stiere gegen Ochsen.....	52
Der brennende Feuersalamander.....	54
Die unversöhnlichen Schildkröten.....	55
Das schöne Warzenschwein – Krötenmedizin.....	57
Die bettelnden Frösche.....	58
Das doppelte Stinktier	59
Die unterdrückte Schnecke	61
Leopard sucht Namen.....	62
Das Schaf und der Nerz.....	64
Der Hahn, das Huhn und das Ei.....	65
Die schöne Fledermaus	67
Die kreativen Gänse.....	68
Der 999füßige Tausendfüßler.....	70
Das farbenblinde Chamäleon.....	71
Die weisen Eulen.....	73
Der geschmacklose Ameisenbär.....	74
Die hundertjährige Eintagsfliege.....	76
Die verrückte Spinne	77
Die heilige Kuh.....	79
Marienkäfer und die Sonne	80
Nur der Esel kennt das Geheimnis	81
Die Philosophie – Flöhe.....	83
Der gemütliche Bär.....	84
Als der Wolf heulte.....	86
Hase, Hase, Hase und Hase.....	87
Die zwei Schweine.....	89
Es kam, sah und Pferd.....	90

Der grüne Zweig



Alle Tiere
versammelten sich,
denn die Erde hatte
sie gerufen.
Neugierig warteten sie
was ihr Begehr wohl
sein könnte.
Durch einen Baum
sprach die Erde zu
den Tieren:
„Irgendeiner von euch
soll die Sprache
erhalten, soll die
Begabung haben,
Wörter aneinander zu
reihen und Sätze zu
bilden,

um über alles und jedes reden zu können.“

Lange betrachteten sich die Tiere und nach ein paar Umläufen waren sie sich
einig, dass sie damit zufrieden sind, sich mit dieser Dialektik auch fürderhin zu
verständigen.

Der Baum, aus seiner vermittelnden Position, teilte die Entscheidung der Erde
mit und diese beschloss notgedrungen, die Sprache den Menschen zu geben.
Also sandte sie den Menschen das Wort und ab sofort hieß bei ihnen ein grüner
Zweig: „*Wort Wort Wort*“.

Die Erde erstaunte sehr über die Gelehrsamkeit der Menschen und wandte sich
wieder an die Tiere. Doch diese winkten sofort wieder ab.

Also sandte die Erde den Menschen die Buchstaben und ab sofort hieß bei
ihnen ein grüner Zweig: „*Buchstabe Wort Wort*“.

Die Erde erstaunte abermals über die Gelehrsamkeit der Menschen und wandte sich an die Tiere, welche sofort wieder abwinkten.

Mit dem Mut der Verzweiflung sandte die Erde den Menschen die Schrift und ab sofort hieß bei ihnen ein grüner Zweig: „*Buchstabe Wort Schrift*“.

Die Erde wandte sich in einem letzten Versuch an die Tiere, doch diese lehnten dankend ab.

Mangels an Alternativen – auch Bakterien, Mikroben, Einzeller und sonstige Lebewesen hatten verweigert – beließ sie die Sprache bei den Menschen.

Mit dem Gedanken: „Die kommen nie auf einen grünen Zweig.“ erduldet sie bis heute den evolutionären Werdegang.

Nur der Kuckuck weiß wie spät es ist

Einst begab sich der Kuckuck auf eine Reise. Er wollte die Welt überfliegen, die ganze Erde wollte er erkunden. Lange dauerte seine Reise, doch musste er erkennen, dass diese Erde, von sich selbst als intelligent überzeugten Lebewesen, zerstört wird.

Sie beschmutzten das Wasser, sie vergifteten die Luft, sie zerstörten die Natur. Der Kuckuck verzweifelte immer mehr, denn er dachte dies wäre unaufhaltsam das Ende der Erde. Er wollte fragen warum dies so sei, doch wusste er nicht wen.

Als er wieder einmal Hunger verspürte, klopfte er an einen Baum.

Zur Überraschung sprach der Baum mit dem Kuckuck:

„Du willst fragen ob dies das Ende der Welt bedeutet.“

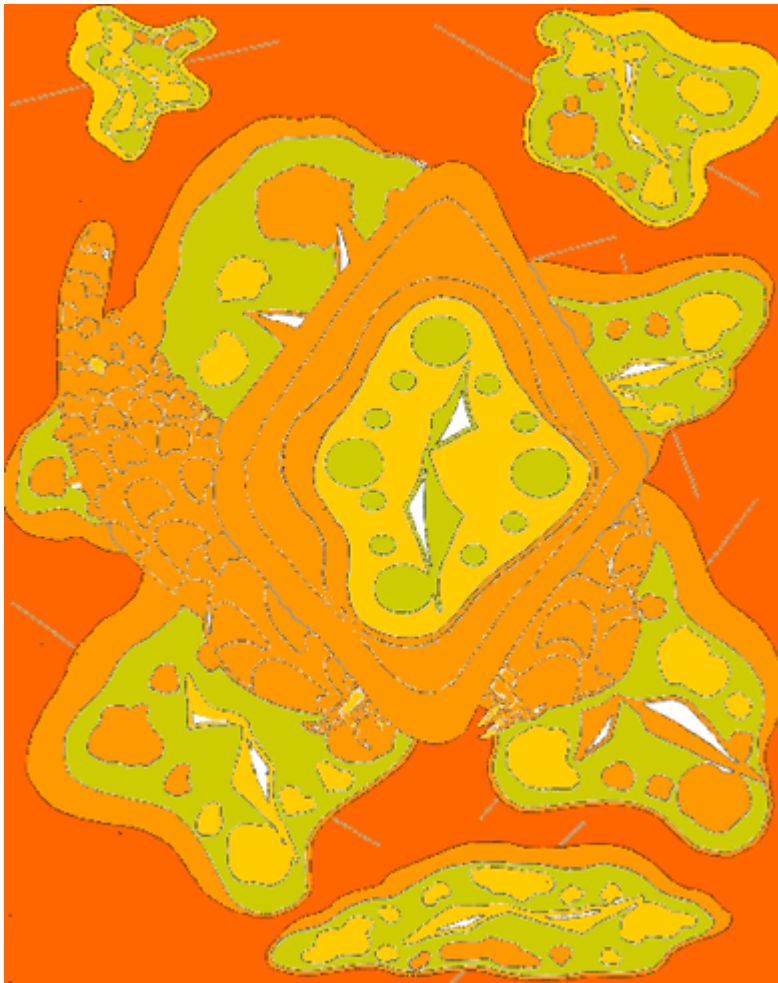
Der Kuckuck war merklich erstaunt.

„Bruder Baum du sprichst mit mir!“ - stammelte der überraschte Vogel.

„Ja,“ - sagte der Baum - „die Erde hat mich als Sprache zu dir ausgewählt.“

„So sage mir, fliege ich richtig in der Annahme, dass dies das Ende der Welt bedeuten könnte?“

Der Baum antwortete:



„Die Natur wurde von der Erde erschaffen und auch die Tiere und der Mensch.

Die Natur kann sich verändern, denn die Pflanzen haben keine Beziehung zum Tod. Die Tiere können sich verändern, denn sie haben eine natürliche Beziehung zum Tod. Der Mensch glaubt, er könne die Natur verändern, denn er hat Angst vor dem Tod. Doch er kann machen was er will,

egal welches Aussehen sie hat, sie bleibt für ewig.

Der Mensch wird nicht mehr sein, da er das Geschenk, dass er auf der Erde leben darf, nicht als solches erkannte – oder erkennen wollte.“

Der Baum schenkte dem Kuckuck noch ein paar Würmer und dieser flog schüttelnden Kopfes von dannen.

Die zehn Gelsen

Zehn Gelsen flogen gierig durch das Fenster rein
plötzlich ein Wind – das Fenster fiel zu
eine war dazwischen
da waren es nur mehr neun



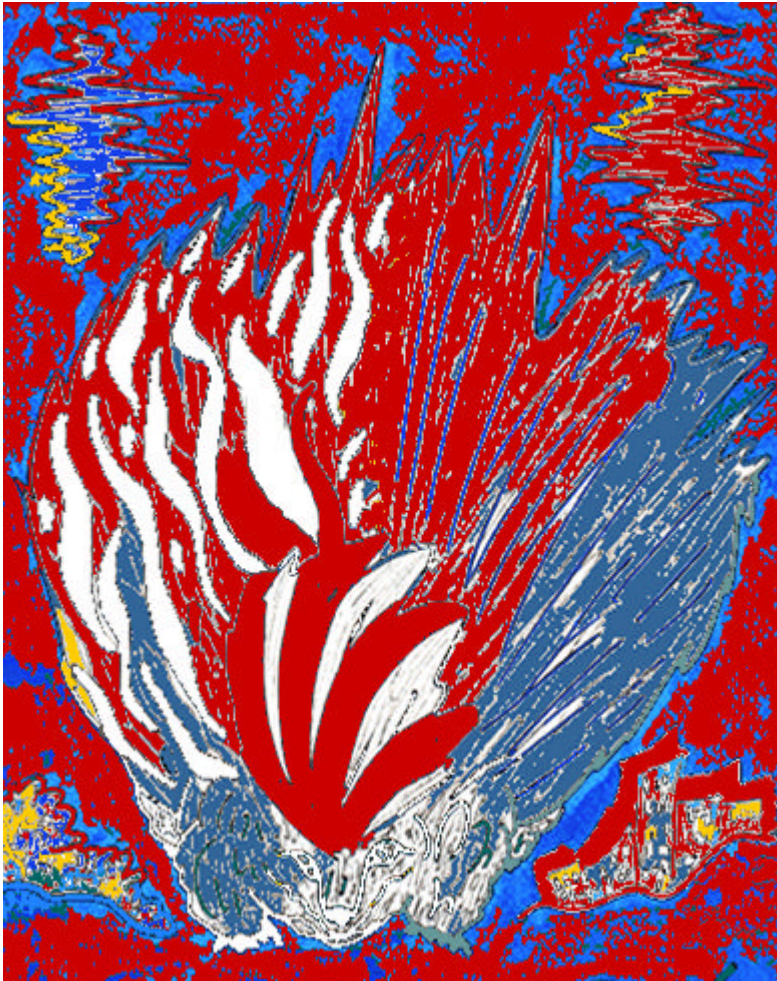
die Trauerfeier der
neun Gelsen wurde
zum tränenreichen
traurigen Ereignis
neun Gelsen flogen
durch das Zimmer
eine Hand
darniederkracht
nach einer Pause des
Entsetzens zählten sie
sich ab
und waren nur mehr
acht
die Trauerfeier der
acht Gelsen wurde
zum tränenreichen
traurigen Ereignis
Rüssel rein
doch zu lange sitzen
geblieben
es hat so gut

geschmeckt
da waren es nur mehr sieben
die Trauerfeier der sieben Gelsen wurde zum tränenreichen traurigen Ereignis
so viel Blut auf einmal
dachte die Gelse und ertrank
es war ein roter Tintenkleck
da waren es nur mehr sechs
die Trauerfeier der sechs Gelsen wurde zum tränenreichen traurigen Ereignis
im Fernseher spielte es die Schlümpf
eine wollte dabei sein
kletterte hinein – ein elektrischer Schlag
nurmehr fünf
die Trauerfeier der fünf Gelsen wurde zum tränenreichen traurigen Ereignis

vorsichtig setzte sie sich auf die Lippe
stach hinein
doch dieser Mensch trank Bier
übrig blieben vier
die Trauerfeier der vier Gelsen wurde zum tränenreichen traurigen Ereignis
die Eine saß am Würfelbrett
der Würfel stieß sie runter – zerdrückte sie zu Brei
ausgespielt
der Rest war drei
die Trauerfeier der drei Gelsen wurde zum tränenreichen traurigen Ereignis
diese herrlichen Düfte
alle Warnungen waren ihr einerlei
es war der Gelsenspray
dachten die letzten zwei
die Trauerfeier der zwei Gelsen wurde zum tränenreichen traurigen Ereignis
gemeinsam sind wir stärker als alleine
sie einigten sich nicht
eine saß am Kopf – die andere am Beine
ein Schlag mit der Zeitung – am Kopf saß mehr keine
die Trauerfeier der Gelse wurde zum tränenreichen traurigen Ereignis
der Ausflug zu Ende
das Fest war nun aus
das Bein ausgesaugt – ihr Magen blutrot
die letzte starb an Blutvergiftung – ein schrecklicher Tod

Das gehörlose Stachelschwein

Friedlich lebte er im dichten Wald. Kein Geräusch konnte sein Innenleben stören. Keine negativen Schallwellen durchdrangen sein Gehirn. Er ging völlig unberührt von der Außenwelt durchs Leben. Seine Bewegungen waren langsam und ruhig, die Schritte wohlbedacht. Nichts – rein gar nichts konnte ihn stören.



Da geschah eines Tages das Unerwartete. Er traf eine Stachelschweinfrau und verliebte sich. Das erste Mal in seinem Leben hatte er das Gefühl ihm fehle etwas zu seinem Glücke, denn die Augen- und die Körperbewegungen des geliebten Stachelschweins konnten doch nicht alles sein, was sie ihm mitteilen wollte.

Fragezeichen erbauten sich in seinem Kopfe.

Mittlerweile redete sich die Geliebte die Seele aus dem Leibe. Sie wusste nicht, dass er sie nicht hören konnte.

Lange versuchte sie Kontakt zu seinen Ohren zu bekommen und mit der Kraft der Liebe entdeckte sie seinen Fehler. Zärtlich bohrte sie ihre Vorderpfoten in des Geliebten Ohren – sie spürte einen Widerstand – hakte sich mit den Krallen in diesen – und riss die Stoppel – welche die Gehörlosigkeit des Geliebten verursachte – aus seinen Ohren.

Vor langer Zeit hatte er sie sich aus Widerstand gegen die dauernden Belehrungen der sogenannten Erwachsenen in die Ohren gesteckt und danach darauf vergessen.

Doch jetzt – mit einem Male konnte das Stachelschwein alle Geräusche der Welt hören. Alle Naturgewalten, die anderen Tiere, die Sprache seiner Geliebten – Alles.

Stachelschweine beschlossen nun gemeinsam durch die Gegend zu ziehen. Nach langer Wanderung kamen sie aus dem Walde in die Stadt. Hier sahen sie zum ersten Mal in ihrem Leben die Menschen. Sie hörten das erste Mal ihre Sprache – fasziniert vom Klang lernten sie diese zu verstehen – gingen in den Wald zurück – und suchten die verlorenen Stoppel.

Die blinde Giraffe



Sie hatte viele Freunde in ihrer Heimat, die ihr halfen sich zu ernähren. Sie wussten von der Schwäche ihrer Kameradin und führten die Giraffe von einem Futterplatz zum anderen. Der Geruchssinn ihrer blinden Freundin war sehr stark ausgeprägt und deshalb konnte sie sie zu den entlegensten und besten Weideplätzen führen. Sie war dadurch eine wunderbare Ergänzung für alle

anderen, denn sie konnte Nahrung bereits um vieles vorher riechen, als diese sie sehen konnten. Eines Tages sahen sie in weiter Ferne eine Staubwolke näher kommen. Sie wussten sofort, dass es die Tierfänger aus der Stadt waren und flüchteten in den undurchdringlichen Wald.

Leider vergaßen sie ihre blinde Freundin und diese wurde von den Jägern gefangen. Sie wurde in einem Käfig verstaut und mit dem nächsten Schiff außer Landes gebracht. Giraffe war noch mit dem Riechen der neuen Umgebung beschäftigt, als man sie in einen Lastwagen verstaute und in den Zoo brachte. Im Zoo angekommen, erkannte sie sofort bekannte Gerüche. Doch so viele auf engstem Raume machten sie sehr nachdenklich.

Giraffe war es nicht gewohnt einen großen Teil der gesamten Tierscheiße auf so engem Raum zu riechen.

Die Menschen aber rätselten über diese seltsame Giraffe, denn sie kannten ihr Gebrechen nicht. Sie hatte die scheinbare Angewohnheit immer dort hinzusehen, wo sich aus Menschensicht nichts ereignete.

Verzweifelt versuchten sie, das Interesse der Giraffe zu erwecken. Sie schnitten Grimassen, verkleideten sich, brachten diverses Spielzeug und anderes, doch sie zeigte keine Reaktion. Sie roch sich zu ihrem Futternapf und verspeiste die dargebotenen Leckerbissen mit einem zufriedenen Lächeln im Gesicht.

Eines Tages kam ein Professor auf den Plan. Er nahm eine Leiter, kletterte empor und konnte der Giraffe in die Augen sehen. Mit Hilfe eines Feuerzeugs entdeckte dieser schlaue Mann, dass sie blind war.

Er hatte das Rätsel gelöst – Ruhm und Ehre schienen ihm sicher.

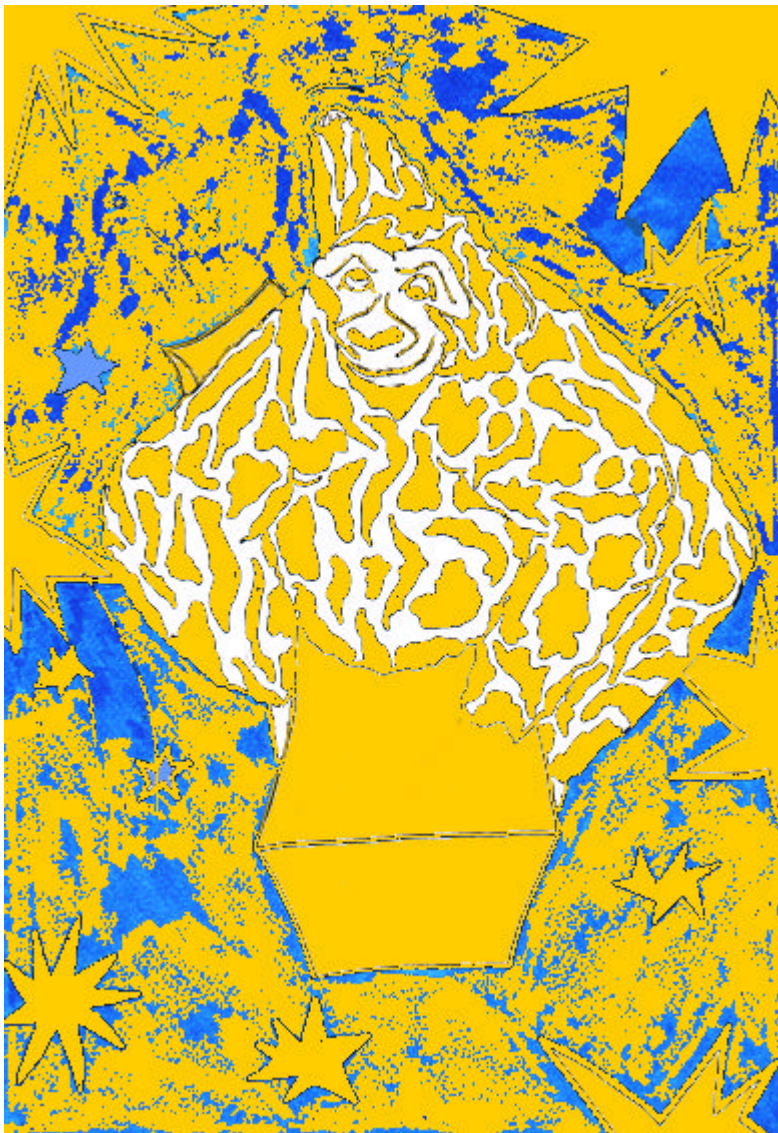
Aber auch Giraffe, derweilen nicht untätig, war dermaßen von diesem intensiven Gestank, der ihre Nase schwer beleidigte, angeekelt, dass sie alle ihre psychischen Kräfte auf ihre Augen konzentrierte und das Wunder geschah. Sie konnte wieder sehen.

Der Professor war nicht mehr Professor, ob seiner Fehldiagnose. Die Giraffe lachte den ganzen Tag, ob der Besucher Grimassen, Verkleidungen und sonstigen Utensilien, weshalb die Menschen ihr Interesse an Giraffe verloren und sie wieder nach Hause geschickt wurde.

Zu Hause angekommen entschuldigten sich alle bei Giraffe und wollten wissen wie die Reise bei den Menschen war.

„Ich brauchte all meine psychischen Kräfte, um zu erkennen, dass sie lustig sind.“

Der stumme Affe



u-uh-uu-u-uhh-uh-uhh

– riefen sie alle
durcheinander.

Nur einer saß herum
und die anderen
konnten ihm keinen
Laut entlocken.

Er schwieg, keinen
Laut konnten sie ihm
entringen.

Die Affen wussten
nicht, dass er stumm
war, denn sie kannten
dieses Wort nicht.

Also ließen sie ihn in
Ruhe und dachten sich
auch weiterhin nichts
dabei.

Eines Tages kam eine
wissenschaftliche
Expedition in das Land

der Affen. Sie erforschten die verschiedensten – *U* –Laute – in der Sprache der Tiere und schrieben diverse Abhandlungen darüber. Umso länger sie die Affen studierten, desto mehr richtete sich ihr Interesse auf den Stummen.

Die Faszination, dass im Laufe der Monate kein Laut über seine Lippen kam erregte ihre Neugier. „Gib uns ein *U*, irgendein *UH*.“, hämmerten sie verbal auf ihn ein.

Die Spannung erreichte den Höhepunkt, als sie gerade alle am Essenstisch versammelt waren und der stumme Affe sich zu ihnen gesellte. Er blickte durch die Runde, nahm eine Banane und verschwand wieder.

Lange rätselten die Wissenschaftler, was er gemeint haben könnte.

Was wohl in ihm vorgegangen sei, als er die Banane holte und sich lautlos wieder entfernte. Müde der vielen Gedanken und Mutmaßungen gingen sie zu Bett. Die Wissenschaftler träumten von den ungelösten Fragen, die Affen von den Bananen.

Nur der Stumme konnte nicht schlafen. Er irrte durch das Lager, durch den Wald und grübelte vor sich hin.

„Soll ich ihnen mein Geheimnis erzählen, oder soll ich es für mich behalten, denn Schweigen ist Gold.“

Der Affe entschied sich weiter zu Schweigen, denn er glaubte dadurch besitze er alleine das ganze Gold dieser Welt.

Die Wissenschaftler des Wissenschaftens bereits müde, begnügten sich mit seiner Sprachlosigkeit und suchten die Lösung aller Rätsel im *U*. Die Affen blieben bei ihren Bananen.

Der Stumme war zufrieden, für sich selbst der reichste Affe zu sein und dachte leise vor sich hin – *u-uh-uu-u-uhh-uh-uhh*.

Das Kopfweh der Krokodile

In den Sümpfen des dichten Urwald hatten sie ihre Heimat. Ihr täglicher Futterbedarf war reichlich vorhanden.

Die Krokodile, diese urtümlichen, seit Jahrtausenden gleichgebliebenen Geschöpfe, kannten keine Veränderung in ihrem Leben und deshalb fühlten sie sich mit den gegebenen Umständen sehr wohl. Sie waren zufrieden.

Eines Tages kamen Menschen, mit dem Willen durch dieses Dickicht zu dringen, in die Nähe der Krokodile. Sie machten keine Anstalten sich zu verändern, sondern dachten nur, dass durch das Erscheinen dieser Wesen mehr Fleisch für sie vorhanden seien würde.

Die Menschen unterschieden sich zwar durch ihr Äußeres, aber es verband sie ein Symbol, sodass die Krokodile sie als gleiche Rasse anerkannten. Alle hatten eine rote Zipfelmütze mit einer gelben Quaste auf dem Kopf. Es waren Abgesandte des 1. globalen Kasperlvereins.



Die Krokodile wussten von den geheimen Wünschen der Menschen nicht und schwammen arglos in ihrer angestammten Umgebung herum. Wenn sie des Schwimmens überdrüssig und vom Essen satt waren, legten sie sich ans Ufer und schliefen. Diesen Zustand nutzten die roten Zipfelmützenträger sofort aus und schlugen mit mitgebrachten Holzkeulen auf die Köpfe der schlafenden

Krokodile. Als sie erwachten waren ihre Kopfschmerzen unerträglich.

Mit der Zeit, die Krokodile waren nicht gewohnt zu denken, kamen sie dem Grund ihrer Kopfschmerzen auf die Spur.

Sie entwickelten einen Plan.

Durch ihre ausgeklügelte Taktik gelang es ihnen, alle Vereinsmitglieder bis auf einen zu fressen.

Jener machte Grimassen und allerlei lustige Dinge, um die Krokodile freundlich zu stimmen. Sie waren mit diesen Vorführungen sehr zufrieden und beschlossen, den einen Kasperl überleben zu lassen, als Geschenk für ihre Kinder.

Der brutale Schmetterling



Es war einmal ein Schmetterling, der war so groß wie ein einstöckiges Haus. Er war sehr einsam, denn er war der einzige Schmetterling in dieser Größe. Rast- und ruhelos flog er durch die Welt. Er überflog alle Winkel dieser Erde, doch nichts konnte seine Verdrossenheit, seine Einsamkeit verändern. Keine noch so schöne Landschaft, kein Tier, selbst die Elefanten waren ihm zu mickrig, erregte seine Aufmerksamkeit.

Nur eines erstaunte ihn.

Die Menschen die er in den verschiedensten Ländern sah, ähnelten einander überhaupt nicht. Es gab die verschiedenen Verfärbungen der Haut und was darüber gezogen war, hatte das unterschiedlichste Aussehen im Schmetterlingsauge.

Er war von Natur aus mit den schönsten Farben ausgestattet, doch konnte er seine eigene Schönheit nicht begreifen, da es niemanden gab, der ihm dies mitteilte.

Es kam ihm die Überidee, denn er begann Menschen zu sammeln.

Er betäubte seine Opfer mit Pflanzengift und suchte sich einen riesigen Pflanzenhügel.

Hier schnitzte er Holzpfähle und band die Menschen, getrennt nach Rasse und Bekleidung, an. Der Anblick ergötzte ihn für Jahre. Er hatte seine Aufgabe scheinbar gefunden.

Das ewige inhaltslose Umherreisen von einem Ort zum Anderen kam ihm nicht mehr überdrüssig vor. Voller Eifer erstöberte er den ihm unbekannten letzten Menschen aus jedem Winkel dieser Erde.

Es kam die Zeit, wo er beim bestem Willen kein neues Exemplar mehr entdecken konnte. Er kehrte immer wieder zu seinem Hügel zurück, doch das Betrachten der regungslosen Körper konnte ihm keine Befriedigung mehr geben. Seine anfängliche Verdrossenheit nahm wieder Besitz von ihm. Er sehnte sich nach Bewegung in diesen toten Bildern.

Und so geschah es eines Tages, dass er alle Menschen freiließ. Dabei hatte er ein so unbeschreibliches Glücksgefühl, dass er vom ganzen Herzen zu lachen begann, als sich diese Ansammlung von Menschen panikartig in alle Richtungen verstreute.

Durch das heftige Lachen verbrauchte er so viel Eigenenergie, dass er immer kleiner wurde und erschöpft zu Boden sank. Als er danach die Augen öffnete, merkte er, dass er die gleiche Größe hatte, wie alle anderen Schmetterlinge auf der Wiese.

Der göttliche Fuchs

Er war mit soviel Schlauheit geboren, dass nichts und niemand an seine Intelligenz heranreichte. Zumindest dachte er dies von sich selbst.

Trotz seiner Schlauheit, oder gerade deswegen, trieb es ihn immer mehr in die Einsamkeit. Sein Wege führten ihn in die entlegensten Gegenden und er suchte nach Plätzen, wo er seine Schlauheit noch vervollkommen könnte.

Eines Tages kam er in die Nähe eines Lagerfeuers. Um dieses saßen Menschen.

Fuchs war so schlau, dass er ihre Sprache in kürzester Zeit zu verstehen glaubte. Er hörte wie die Menschen über Gott sprachen. Er hörte auch, dass sie nicht genau wussten, wer oder was dieser Gott für ein Wesen ist.



Der Fuchs dachte sofort, dass dieses unbekannte Wesen die vollkommene Schlaueit besitzen muss. Da dieser, so wie er selbst, alleine sein muss, weil er erkannte, dass es nur einen gibt, dachte der Fuchs, „...dieser Gott muss wohl ich sein, denn keiner ist so schlau wie ich.“, schlussfolgerte der Fuchs.

Mit diesem neuen Wissen in seinem Kopf und stolz in seiner Brust, kehrte er zurück in seine Heimat.

Die Tiere die er traf begrüßte er mit dem Aufruf: „Grüßt Gott“ und diese verschwanden alsdann sofort in den Wald.

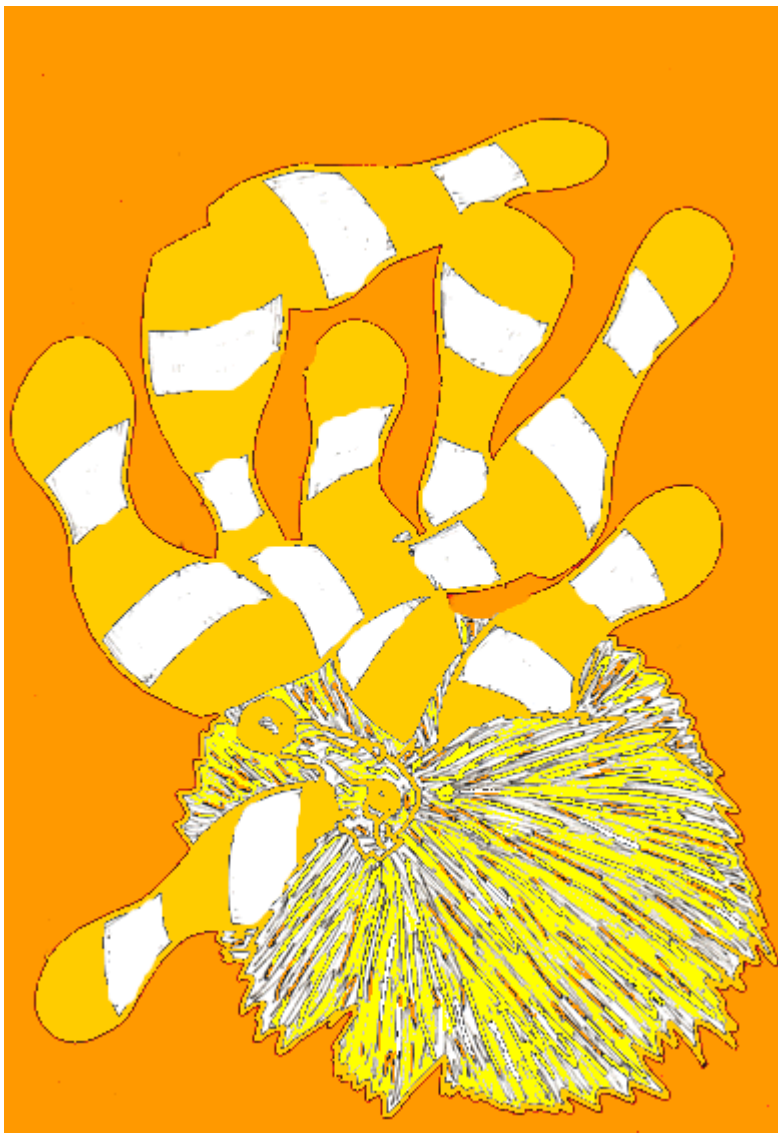
Gott, der ehemalige Fuchs, konnte seinen Namen im ganzen Wald verbreiten und es kam die Zeit, dass die Tiere den selbsternannten Gott nicht mehr Fuchs nannten.

Mit der Zeit übermannten ihn aber seine urinstinktlichen Gefühle, wie Hunger, Durst und die Lust sich zu paaren. Da er jedoch keine Göttin im Wald finden konnte, frustrierte er sich in ein unbefriedigendes Dasein. Gott, der ehemalige Fuchs, wurde älter und seniler. Seine Schlaueit wich der Altersschwäche und seine natürlichen Bedürfnisse zerstümmelten seine Gedanken.

Er wanderte wieder einmal alleine durch die Wälder, als er ein Lagerfeuer sah. Rundherum saßen Menschen und sprachen über Gott. Fuchsgott sprang in ihre Mitte, doch zeigten die Menschen keine Reaktion.

Nur einer erwähnte so nebenbei: „Was macht der Fuchs in unserer Mitte?“. Enttäuscht dies zu hören, lief er zurück in den Wald. Nachdenklich saß er auf einem Stein und grübelte vor sich hin. Irgend etwas muss falsch gelaufen sein. Gottfuchs kam zu der Schlussfolgerung: „Ich will wieder ein Fuchs sein.“. Nach dieser Erkenntnis lief er durch den ganzen Wald und teilte jedem mit, dass er ab sofort wieder nur ein Fuchs ist. Noch seine Urenkel erzählten die Geschichte, wie schön es ist ein Fuchs zu sein.

Der Igel und der Donner



Der Igel spazierte durch den Wald, als es zu regnen begann. Ein fürchterliches Gewitter. Igel verkroch sich unter einer Baumwurzel. Blitze setzten ein und darauf folgten ohrenbetäubende Donner. Diese faszinierten Igel über alle Maße. Er hörte sich in die Donner und bekam die höchsten Glücksgefühle seines bisherigen Igel Lebens. Erotisiert sträubten sich seine Stachel. Igel durchdonnerte es im ganzen Körper.

Das Gewitter zog weiter und Igel vermisste wochenlang ein Neues sowie das Gefühl, so richtig durchdonnert zu werden. Folgedessen machte er sich auf die Suche nach dem Donner.

Viele Wälder und Wiesen durchquerte er, lange wanderte er durch die Gegend, als er eines Abends zu einem Gasthaus kam. Und da war es, das Geräusch, welches ihm wie Donner vorkam. Dieses Rollen und dann der plötzliche Knall. In diesem Hause musste der Donner wohnen.

Er kletterte auf den Fenstersims und sah die finsternen Gestalten. Riesengroß und komisch auf zwei Füßen gehend. Mit den anderen beiden Füßen nahmen sie Kugeln und rollten sie auf neun kleine Gestalten, die den Donnerknall auslösten. Umso mehr sie von den Gestalten umwarfen desto lauter war der Donner. Igel hatte nur mehr einen Gedanken: „Ich will eine Kugel sein, die den Donner auslöst.“

Er schlich sich in das Gasthaus. Er wartete bis die Gestalten Pause machten und sprang alsdann auf das Gestell, auf dem die Kugeln lagen. Er rollte sich zusammen und versteckte sich zwischen den Kugeln, immer darauf wartend, dass eine der Gestalten ihn nimmt, um damit den Donner auszulösen. Im Gedanken rollte er schon und sah die kleinen Donnergestalten vor sich. Wie er sie umwarf und sie ihm durch ihr Geräusch das höchste Glücksgefühl geben. Doch niemand wollte Igel nehmen. Manchmal griffen sie nach ihm, doch zogen sie ihre Füße sofort zurück als sie ihn berührten und nahmen eine andere Kugel. Die Stunden vergingen und die Gestalten wurden immer weniger. Igel hatte die Hoffnung bereits aufgegeben. Da wackelte eine Gestalt auf ihn zu, nahm ihn, schrie kurz auf und schleuderte Igel mit noch vorhandener Kraft auf die Donnergestalten zu. Igels Stachel brachen dabei fast zur Gänze ab und als er die Donnergestalten erreichte, war er nur mehr so klein, dass er zwischen ihnen durchrollte. In ein kleines Rinnsal, wo die anderen Kugeln lagen. Von dort schlich er durch eine kleine Öffnung enttäuscht nach Hause.

Die anderen Igel die ihn dabei sahen lachten gar fürchterlich wegen seiner kurzen Stachel. Igel versteckte sich in einer Höhle und ließ die Stachel wieder wachsen. Als diese ihre Normallänge hatten, kroch er hervor und es kam erneut ein Gewitter.

Igel sah das Blitzen und hörte den Donner. Das genügte ihm.

Die bunten Vögel



Der kleine Sperling
flog eines Tages über
den Tiergarten.
Unter anderem über
das Vogelhaus.
Seine Neugier brachte
ihn soweit, dass er
durch ein kleines
Fenster flog.
Er sah jetzt die vielen
Käfige mit den
unterschiedlichsten
Vögel darin.
Der kleine Sperling
erstaunte, als er diese
Farbenpracht sah.
Alle Vögel hatten
verschiedenste Kleider

und übertrafen sich in Schönheit und Elegance.

Er dachte an sich und sein Aussehen, sein eintönig braungraues Gefieder.

Er fühlte sich arm gegenüber diesen bunten Vögel.

Traurig flog er zu einem Kleiderständer und setzte sich darauf.

Der Kleiderständer befand sich gleich neben dem Käfig des Paradiesvogels.

Der Schönste, Farbenprächtigste, von allen hier Anwesenden,
sah den traurigen Sperling.

„Warum bist du so traurig?“, fragte er.

„Ach ihr habt es gut, ihr besitzt von Natur aus das schönste Gefieder und
werdet von allen bewundert. Alle Menschen die euch sehen erstaunen vor eurer
Schönheit. Bei mir aber sehen sie vorbei. Nur manchmal schmeißen sie mir ein
paar Brotkrümel auf den Boden, das ist schon alles.“

„Aber du bist frei. Uns haben sie in diese Käfige gesperrt.“ sagte der Paradiesvogel.

„Freiheit ist keine Farbe.“, schluchzte der Sperling.

„Ich denke, Freiheit ist die schönste Farbe der Welt, denn unsere Farben sind für uns nur in der Heimat wichtig, wo wir sie zum Schutz vor Feinden brauchen oder um uns besser an die Natur anzupassen. Hier aber, in der Stadt, hast du es viel leichter dich zu verstecken und dadurch zu überleben.“

Sperling dachte kurz nach und flog dann schnurstracks in die Hütte der Wärter. Er schlich sich heran und stahl ihnen die Schlüssel der Käfige. Mühsam sperrte er einen nach dem anderen auf. So leise wie möglich flogen die bunten Vögel auf das Dach des Hauses und versammelten sich dort. Als der letzte Vogel befreit war, kam auch Sperling zu ihnen. Mit freudigem Gezwitscher wurde er als großer Held gefeiert. Sperling aber schrie ihnen zu, dass sie lieber schnell das Weite suchen sollten.

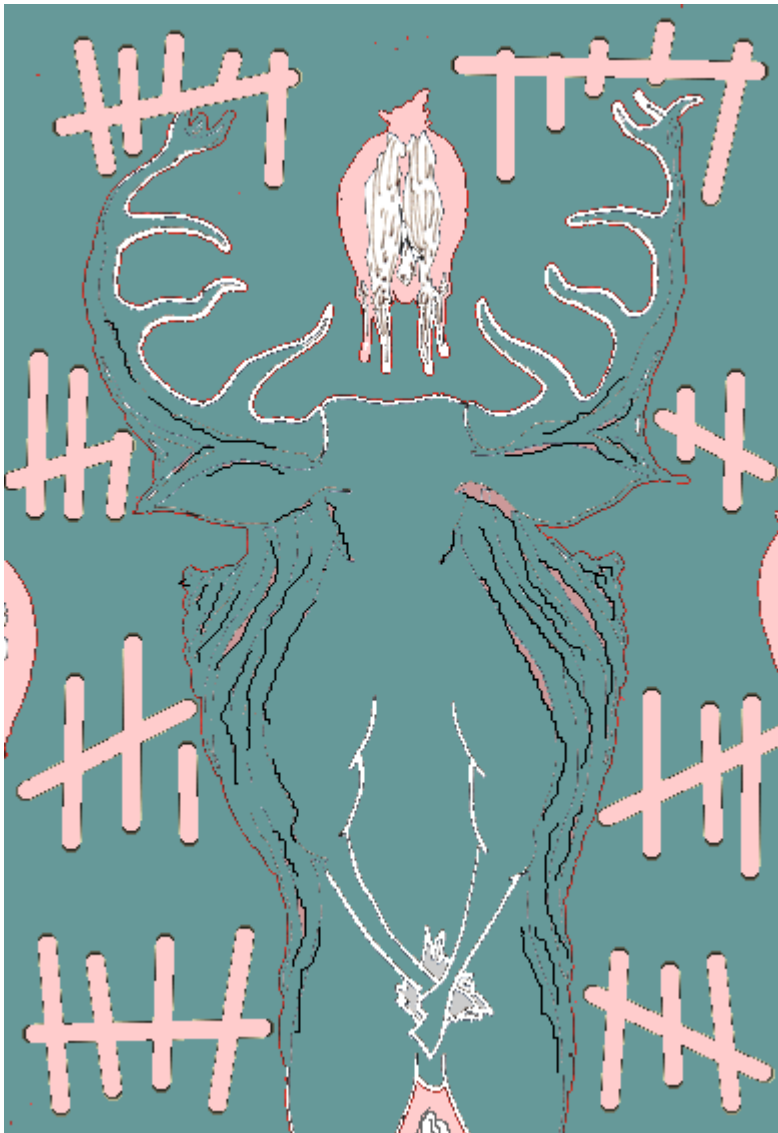
Der flotte Hirsch

Die Hirsche versammelten sich wie jedes Jahr, um um die Frauen zu kämpfen. Zu kämpfen mit ihren angestammten Mitteln. Dem Geweih und ihrer angeborenen Kraft.

Dieses Jahr kam ein junger Hirsch auf die Idee, nicht wie die anderen zu kämpfen, sondern er ging zu den Frauen und erzählte ihnen, dass er der Sieger war. Freudig, sie kannten die Lüge nicht, ließen sie sich begatten. Es musste aber schnell gehen, denn der junge Hirsch hatte Angst, einem ehrlichen Kämpfer zu begegnen, der seinen Schwindel aufdecken würde. So begattete er im Eiltempo, welches ihm bei den Damen den Namen: *der Flotte* eintrug.

Als die Sieger kamen und sich die Lorbeeren holen wollten, fanden sie fast nur begattete Frauen vor. Diese waren aber von der Kürze ohne Würze unzufrieden und bald kam der Schwindel des Flotten auf.

Die Hirsche waren aber zu müde, um dem Flotten nachzustellen und ihn auf ihre Weise zu bestrafen. Sie begnügten sich, ihre Auserwählte nachbegatten zu dürfen. Aus sicherer Entfernung beobachtete der Flotte das Geschehen.



Ihn überkam ein gewisses Neidgefühl, als er mit ansehen musste, wie die Frauen die abgekämpften Hirsche pflegten und hegten. Trotzdem wechselte der Flotte noch jahrelang sein Revier und spielte sein Spiel. Doch mit jedem Jahr machte ihm das Leben weniger Spaß. Immer alleine durch den Wald zu hetzen. Eines Tages beschloss er, sich mit den anderen Hirschen auf gewohnte Weise zu messen.

Da er aber durch die vielen Begattungen zu viel von seiner Energie verbraucht hatte, verlor er gegen den schwächsten Hirsch und lag mit brummenden Kopf am Boden.

Deprimiert litt er in seiner Einsamkeit, als aus dem Wald eine Hirschkuh trat. Sie sah den am Boden zerstörten Flotten, hatte Mitleid und verliebte sich in ihn. Auch er verspürte ein so angenehmes Gefühl in seiner Brust, dass er beschloss nur mehr sie zu begatten. Lange ließen sie sich Zeit und er erlebte noch nie gekannte Gefühle.

Der Flotte wurde langsamer.

Im nächsten Jahr stellte er sich wieder den anderen Hirschen, aber nur mit einem Gedanken: seine Frau zu verteidigen.

Es gelang – er fühlte sich als Hirsch.

Die faule Biene



Biene hatte es satt, täglich zu den Blumen zu fliegen, um ihren Nektar auszusaugen. Danach wiederholt nach Hause zu fliegen und alles in den gemeinsamen Haushalt einzubringen. Biene dachte, dass es noch mehr im Leben geben müsse. Sie war immer schon ein wenig anders, denn sie erzählte gerne Geschichten. Diese Pausen, die dafür nötig waren, widerstrebten den anderen Bienen und sie vorverurteilten sie

als faule Biene. Als arbeitsscheue, dem Alltag widerstrebende Biene.

Eines Tages hatte Biene von den Vorwürfen genug und zog in die weite Welt hinaus. Lange Zeit trieb es Biene von einem Ort zum anderen. Sie erlebte viel und erfand die fantastischsten Geschichten. Mit der Zeit verschwamm für sie die tägliche Realität und Biene wusste nicht mehr, ob sie die Geschichten erlebt oder nur geträumt hatte. Für Biene wurde das Leben dadurch immer interessanter.

Von Tag zu Tag wuchsen ihre Fantasien und oft war ein Tag zu wenig, um alles ausleben oder austräumen zu können. Biene war glücklich.

Es kam dann die Zeit, wo Biene das Bedürfnis hatte, sich wieder ein Zuhause zu suchen.

Biene flog ohne Ziel, nur von ihren Gedanken geleitet, durch die Landschaft und wie es das Schicksal wollte, kam sie zu ihrem alten Bienenstock zurück. Sofort umschwirrten sie die anderen Bienen, denn die Neugier war größer als ihr Vorurteil.

Sie hatten sie zwar als faul abgestempelt, doch in ihrem Innersten interessierte es sie sehr, was Biene auf ihren Reisen, bei ihrer langen Abwesenheit, wohl alles erlebt hätte. Aber alle Anstrengungen ihr einen Summ zu entlocken waren erfolglos.

Faule Biene hatte nämlich die ganze Zeit so viele andere Gedanken im Kopf gehabt, dass sie aufs Summen vergaß. Sie hatte ihre eigene Sprache verlernt. Die Anderen versuchten noch eine Weile sie zu animieren, dass sie wenigstens ein wenig von sich preissummt, doch waren alle Mittel vergebens.

Faule Biene ordnete sich wieder in den Alltagstrott ein. Sie hatte aber ihre Geschichten im Kopf und so ging ihr die Arbeit leichter vom Rüssel. Die Anderen beneideten sie sehr deswegen.

Als bald sprach es sich herum, dass Biene echt cool wäre und dies gab vielen Bienen den Mut, ebenfalls in die Welt zu ziehen. Diese dachten aber immer an ihre Sprache und konnten bei ihrer Rückkehr von den Reisen erzählen, was sie so alles erlebt hatten.

Die Königin bemerkte den neuen Arbeitsgeist der Untertanen und beschloss, ihnen zumindest einmal im Jahr Urlaub zu gewähren, was die Gewerkschaft der Arbeitsbienen auf viermal ausweiten konnte.

Die faule Biene wurde von jeglicher Arbeit freigestellt und als Oberreisebiene geehrt. Sie fand ihren Summ wieder und erzählte und erzählte und erzählte.

Das fleißige Ai

Unruhe kam in die Ais, denn einer schickte sich an sich zu bewegen.

Er wollte nicht mehr den ganzen Tag herumhängen. Anfangs schleppte er sich sehr mühsam durch die Gegend, doch mit jedem Tag funktionierten seine Glieder besser und er konnte weitere Strecken zurücklegen. Nach einer Woche war er bereits hundert Meter von seinem Baumhaus entfernt.



Planlos irrte er durch den Wald, denn die Gedanken eines Ai waren seit Jahrhunderten darauf eingestellt, sich nicht zu bewegen. Diese Gedanken aber waren genau das Gegenteil. Seine Augen sammelten neue Bilder, seine Ohren hörten neue Geräusche, seine Arme fühlten neue Materialien, seine Füße schritten voran. Doch es kam was kommen musste.

Er bekam einen Muskelkater in den Beinen.

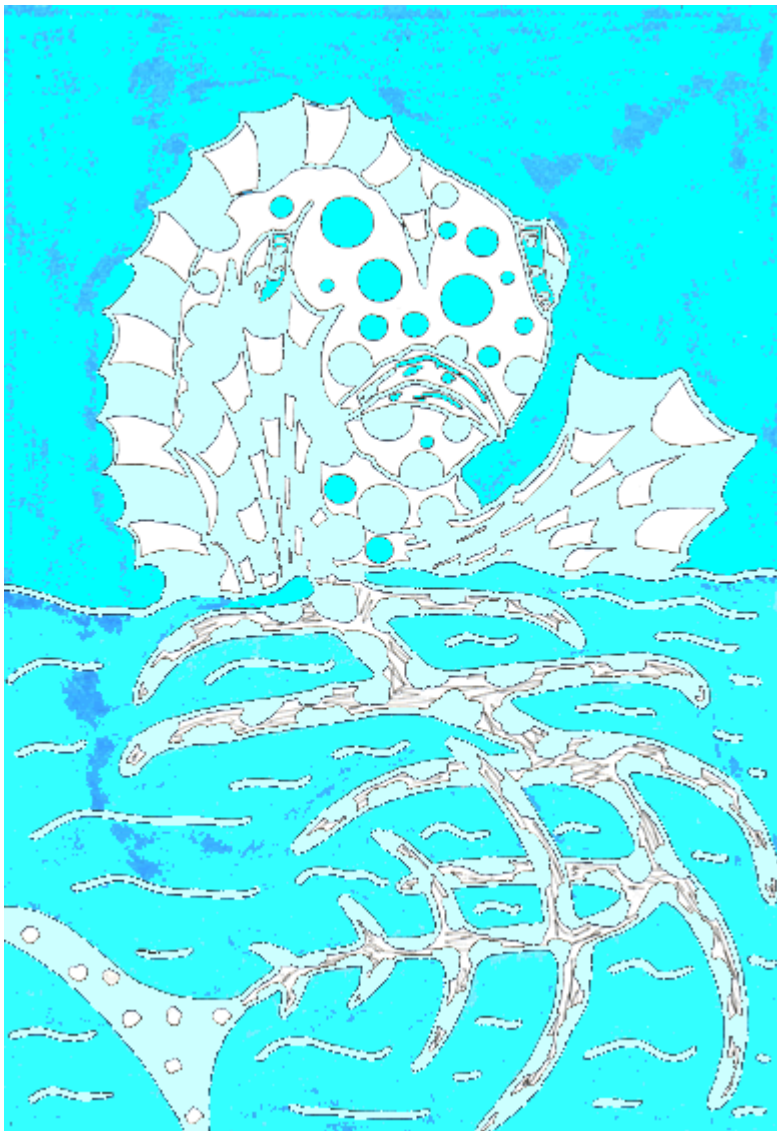
Ai, der diese Schmerzen noch nie in seinem Leben erlebt hatte, dachte zu aller erst, dies wäre das Ende seines Lebens. Ai kannte nur: geboren werden – herumhängen – ernähren – fortpflanzen, wenn nicht zu mühsam – sterben. Also bereitete sich Ai auf Grund des Muskelkaters auf seinen Tod vor. Er hingte sich auf einen Baum und wartete. Doch nichts geschah, außer dass seine Beine schmerzten. Laut winselte er vor sich hin, er wäre wohl das ärmste Ai der Welt. Ai wollte sich nicht mehr bewegen, da dies schmerzte und so hing er wieder tagelang herum. Ai versuchte nach Wochen wieder, die Beine zu bewegen und es gefiel ihm sehr, keine Schmerzen mehr zu verspüren. Mit der Rückreise zu seinen Kameraden ließ er sich sehr viel Zeit. Nach einer halben Ewigkeit hatte er seinen Stammbaum erreicht. Alle begrüßten ihn mit einem freudigen Augenzwinkern. Ai hingte sich zufrieden auf einen Ast.

Nach einigen Tagen fragten ihn die Anderen, was es denn gebracht hätte, diese Anstrengung auf sich zu nehmen um sich vom allgemeinen Lebensraum zu entfernen.

Ai antwortete „Schmerzen“.

Da nickten alle Ais zufrieden und lächelten leise vor sich hin.

Der saubere Fisch



Einst schwamm ein Fisch im großen Meer. Getrieben von der Sehnsucht, seine Schuppen los zu werden.

In seinem Fischhirn dachte er, wenn er diese los sei, wäre er der sauberste Fisch in allen Ozeanen.

Er schwamm ruhelos die Meeresküste entlang und nach schier endloser Zeit kam er an die Mündung eines Flusses.

Sofort spürte er, dass er seinem Ziel näherkommen würde,

denn als er in das Gewässer der Flussmündung kam, sah er wie sich einige Schuppen von ihm lösten. Der Fluss durchquerte auf seiner Reise zum Meer viele große Städte und Fisch hatte bei einem Gespräch von Fischern gehört, dass es die Menschen gerne sauber hätten – zumindest bei ihnen zu Hause.

Fisch schwamm weiter den Fluss hoch und der Erfolg gab seiner Richtung recht. Denn je weiter er schwamm, umso mehr Schuppen lösten sich von seinem Körper. Bald war sein Ziel erreicht. Fisch hatte keine Schuppen mehr. Als bald geschah es, dass sich auch Fleisch von seinen Gräten löste. Fischhirn dachte, dass es hier wohl noch sauberer als sauber wird und schwamm frohen Mutes weiter. Bald hatte er kein Fleisch mehr auf seinen Gräten. Auch lösten sich seine Flossen und sein kleines Hirn auf. Eines Tages war es soweit. Der Fisch trieb leblos im Wasser. Nur ein Skelett war noch vorhanden. Fisch war tot.

Der Fehler der Schlange



Es lebte die Urschlange und zog ihren geraden Körper durch die Gegend. Von Geburt an konnte sie ihr Körperende nicht sehen. Nachdenklich lag sie wie ein Strich in der Sonne. „Ich will endlich mein Hinterteil sehen“, peinigten sie jedes Mal aufs Neue ihre Gedanken. „Es ist so anstrengend Futter zu erjagen, wenn ich so viel Kraft für meine Fortbewegung brauche. Ich muss diesen langen Körper miternähren.“

„Wofür habe ich diesen? Warum soll ich ihn immer und überall nachziehen?“.

Schlange dachte tagelang über dieses Problem nach.

Da kam sie an einem Stein vorbei und wie es der Zufall wollte, fiel ein zweiter Stein auf ihr Hinterteil und zwickte dieses so fest ein, dass Schlange nicht mehr weiter konnte. Mit aller Kraft versuchte sie, ihren Kopf rund um den Stein zum Hinterteil zu bringen. Es gelang ihr.

Als sie ihr Hinterteil vor sich liegen sah, kam der ganze aufgestaute Hass, der sich jahrelang in sie gefressen hatte, auf einmal zum Ausbruch und sie biss sich selbst in ihr Körperende. Sie war eine giftige Schlange.

Das Gift schoss sofort in ihren ganzen Körper. Vor Schmerzen windete und krümmte sie sich. Dabei löste sich die Schlange unter dem Stein hervor und war wieder frei. Zu ihrem Erstaunen merkte sie, dass sie sich durch das Winden und Krümmen wunderbar schnell und leicht fortbewegen konnte.

Trotz der Schmerzen – ihre Freude über die neue Fortbewegungsmöglichkeit war größer – schlängelte sie sich durch den Wald. Alle Schlangen sahen nur, wie sie mühelos und schnell dahinzischte und nahmen von diesem Tage, diese Art sich weiter zu bewegen, an.

Urschlange bezahlte den Fortschritt mit ihrem Leben. Sie hatte sich selbst vergiftet.

Die betrunkene Reblaus

Die Reblaus wollte keine Blätter mehr Essen und so wartete sie, bis die Weintrauben reif waren. Endlich kam die Zeit, denn Reblaus sah, wie die Menschen bereits kosteten und darangingen, sie abzapflücken.

Es war soweit. Reblaus biss in eine saftige Traube. Es schmeckte vorzüglich und sie füllte sich den Magen voll. Da aber die Magensäure einer Reblaus den Gärungsprozess der Weintraube rasend beschleunigte, hatte Reblaus binnen kürzester Zeit einen Vollrausch und torkelte betrunken auf der Wiese herum.

Singend und fröhlich lachend schwankte sie zwischen den Grashalmen.

Manchmal verharrte sie an einem Halme gelehnt und betrachtete ein Glühwürmchen.



Reblaus dachte, es wäre der Mond, der sich nicht entscheiden könne wo sein Platz am Himmelszelt wohl wäre. Müde geworden schnarchte Reblaus sich in den Schlaf. Am nächsten Morgen lief sie gleich zu den Tautropfen und sog sie gierig in sich hinein. Nach einer kurzen Rast kletterte sie die Weinstöcke hoch und delectierte sich wieder an den Weintrauben. Es geschah, dass Reblaus unachtsam wurde und nicht merkte, wie ein Vogel

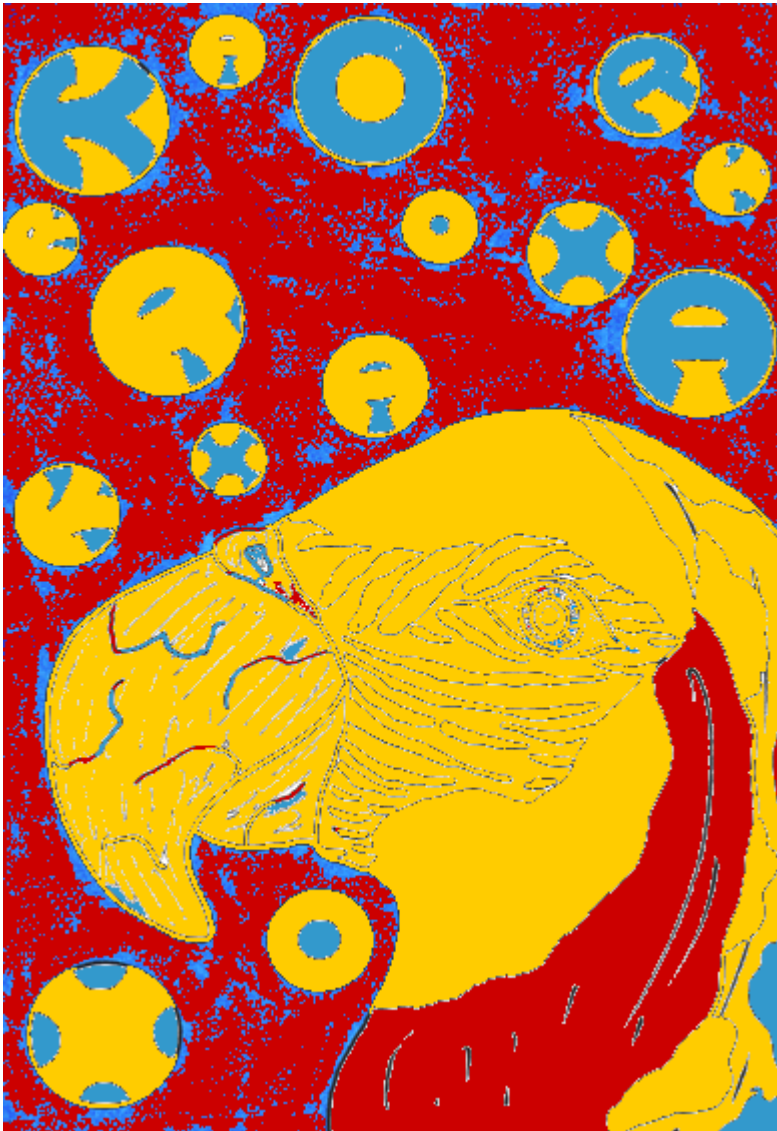
sich herangeschlichen hatte um sie zu verspeisen. Als der Vogel bereits so nahe war und mit seinem Schnabel die Reblaus schnappen wollte, passierte das Unwahrscheinliche. Die Reblaus stellte sich, zwar etwas wankend aber unerschrocken, auf ihre Hinterbeine und schlug mit den Vorderbeinen dem Vogel eine auf das Auge. Sofort flüchtete der Vogel, denn mit einer solchen Reaktion hatte er nicht gerechnet.

Die anderen Rebläuse, welche dies beobachtet hatten, beschlossen von nun an nur mehr Weintrauben zu essen, denn sie glaubten, nur diese könnten ihnen solche Kraft verleihen. Die Rebläuse verwandelten sich mit der Zeit in Weinläuse und wurden unsichtbar. Die Menschen glaubten, sie hätten die Läuse ausgerottet und schmückten sich mit fremden Federn.

Der Vogel aß nur mehr Würmer, da die keine Beine haben.

Im Laufe der Jahre versteppte die Landschaft zur Halluzination.

Papagei und fremde Sprachen



Der Papagei hielt gerade seinen Mittagsschlaf und hörte nicht, wie sich die Tierfänger an ihn heranschlichen. Schon fiel das große Netz über seinen Körper und er war gefangen. Dies alles passierte während der Papagei weiterschlieft. Sie packten ihn in einen Käfig und brachten diesen zum nächsten Flughafen. Eilends wurde er in einem Frachtraum verstaut und die Maschine startete gen Himmel.

In Kürze war das Ziel erreicht. Papagei erwachte und fand sich in einem Geschäft, eingesperrt mit anderen Tieren, wieder.

Eine Familie kaufte ihn für sich zu Hause. Papagei durfte nie seinen Käfig verlassen, doch kam andauernd irgend ein Mensch zu ihm, um ihn zu veranlassen, komische Laute nachzusprechen. Doch seine Antwort war immer nur: „Korax“.

Die Menschen wollten dies nicht wahrhaben und sprachen weiter unaufhaltsam auf ihn ein. Eines Tages kam ein Onkel aus Frankreich. Doch Papagei antwortete auch auf diese Sprache nur: „Korax“. Dann kam die Tante aus Deutschland - „Korax“. Die Nichte aus Schweden - „Korax“. Der Freund aus Griechenland - „Korax“. Das nette Ehepaar aus Russland - „Korax“.

Die beiden Mädchen aus Finnland - „Korax“. Die Nachbarn aus China - „Korax“. Die Bedienerin aus Mexiko - „Korax“. Der dicke Onkel aus Italien - „Korax“. Der Beduinenscheich aus Marokko - „Korax“. Der Kuhhirte aus der Mongolei. Der Teppichknüpfer aus Persien. Der Schlangenbeschwörer aus Indien und jede Menge anderer aus den entlegensten Gebieten der Welt.

Es waren so viele verschiedene Sprachen im Raum, dass sie sich nicht mehr untereinander verständigen konnten und auch nicht mehr wussten, warum sie eigentlich hier sind.

Die Familie war verzweifelt und brachte den Papagei zurück in seine Heimat. Mit einem lautem „Korax“ verabschiedete sich Papagei, denn die Papageien dieser Welt hatten sich vor langer Zeit geeinigt, für alles was sie mitzuteilen hätten „Korax“ zu sagen.

Denn „Korax“ hieß: *„Das ist alles was wir mitzuteilen haben!“*

Der arme Tintenfisch

Der Tintenfisch hatte eine ganz seltene Krankheit. Um sich vor Feinden zu schützen, verspritzten Tintenfische Flüssigkeit. Er aber verspritzte aus Spaß rote Tinte und die anderen Tiere dachten es wäre Blut.

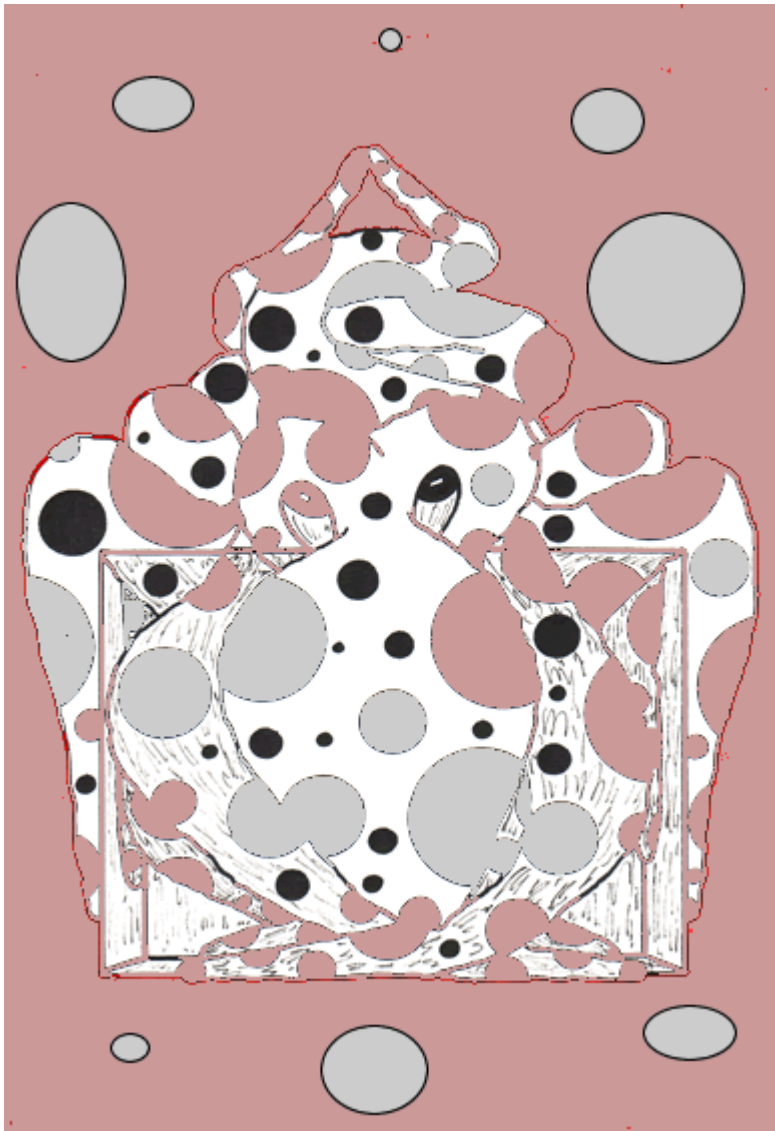
So handelte sich Tintenfisch den üblen Nachruf ein, dass er eine blutrünstige Bestie sei.

In die Einsamkeit getrieben, verarmte Tintenfisch zusehends, denn wo immer er auftauchte verschwanden sofort alle Lebewesen. Der Arme konnte keinen Kontakt anbahnen, denn sein Ruf eilte ihm weit voraus.

Eines Tages wollten Taucher Unterwasserfotos schießen. Sie waren sehr erstaunt, dass sie keine Lebewesen im Meer sahen. Sie wussten nicht von der Existenz des armen Tintenfischs.

Neugierig tauchten sie den Meeresboden ab, doch nichts regte und bewegte sich.

Tintenfisch lag zu dieser Zeit auf einem Stein und ließ seine Arme in der Meeresströmung baumeln, als sich die Taucher näherten. Erfreut über den Anblick eines Lebewesens machten sie sofort einige Fotos.



Das erschreckte
Tintenfisch und er
stieß seine rote
Flüssigkeit aus.
Die Taucher waren
sehr verwirrt, denn sie
dachten, sie hätten
Tintenfisch beim
Fotografieren verletzt.
Voller Mitleid brachten
sie Tintenfisch auf ihr
Schiff und legten ihn in
ein Aquarium.
Schön langsam
began er, sich zu
bewegen und seine
Arme berührten das
harte Glas, das ihn
umgab.
Traurig stellte er fest,
dass sein Lebensraum

erschreckend klein geworden war.

Sollte dies die Strafe für seine Krankheit gewesen sein?

Tintenfisch wollte zurück ins Meer.

Sein einsames Leben zog er allemal diesen beengenden Glaswänden vor.

Die Menschen untersuchten ihn von oben bis unten. Sie drehten und wendeten ihn, doch sie fanden keine Wunde.

Nach ein paar Tagen war ihr Mitlied zu Ende und sie warfen ihn zurück ins Meer.

Tintenfisch beschloss, nie wieder aus Spaß Flüssigkeit auf vermeintliche Feinde zu spritzen. Die anderen Tiere vertrauten ihm und er konnte ein normales Tintenfischleben führen.

Das wüste Kamel



Vor langer Zeit war die Gegend wo das Kamel lebte, ein herrlich grünes saftiges Land. Mit Blumen, Sträuchern, kleinen Seen und Bäumen. Kamel aber war unzufrieden und zertrampelte jede kleine Pflanze. Jeden Tag wurde Kamel wüster und brutaler. Es stemmte sich mit aller Kraft gegen die Bäume, bis diese umfielen. Es trank so lange, bis der ganze See entleert war, es riss Blumen und

Sträucher samt ihren Wurzeln aus dem Boden.

Kamel zertrampelte seine Heimat. Die Gegend versteppte. Es hatte sich selbst dazu verurteilt in einer Wüste zu leben.

Menschen kamen in dieses öde Land und suchten nach Wasser. Ein paar Oasen hatte das wüste Kamel übrig gelassen, um andere Lebewesen in die Wüste zu locken, um seine Unzufriedenheit an ihnen auszulassen.

Die Menschen aber fingen das Kamel ein und zähmten es zu einem Nutztier. Viele Kamele wurden noch geboren und zu Nutztieren gezähmt.

Diese Kamele wussten nicht, dass die Wüste einmal blühendes Land gewesen war und waren mit ihrem Leben zufrieden. Sie konnten tagelang ohne Wasser auskommen und passten sich ideal der Natur an.

Da sie viel Zeit hatten, konnten sie den Geschichten der Menschen zuhören und diese erzählten eines Tages von dem wüsten Kamel. Danach wussten die Kamele vom Fehler ihres Urahns und beschlossen, ab diesem Zeitpunkt ihre Intelligenz in Dummheit zu verwandeln.

Die Menschen nutzten diese Gelegenheit und so wurde der Name Kamel in ihrem Sprachschatz oft als Synonym gebraucht.

Sie zogen weiter und kamen zu einer anderen Oase. Dort hatten sich bereits andere Menschen eingefunden und ihr Lager errichtet. Diese hatten schönere Zelte und sofort stürmten die eben Angekommenen auf sie los. Sie stürmten das Lager und verwüsteten alles. So ist auch der Mensch als Synonym in den Wortschatz eingegangen.

Der Ameisenkrieg

Sie lebten in einer wohldurchdachten Burg. Ihr ganzer Stolz war, dass sie das ordentlichste Haus im ganzen Wald besitzen.

Die Ameisen hatten ein ausgeklügeltes System des Zusammenlebens. Jede Ameise wusste ihre Aufgabe. Der Schwache wurde von den Starken mitgezogen. Alles wurde gemeinsam erledigt. Selbst die Gedanken waren diesem System untergeordnet. Durch ihre Beschäftigung dermaßen degeneriert, kannten sie nichts anderes als essen, trinken und schlafen. Für alles wurden Spezialisten herangezüchtet und ausgebildet.

Es kam aber, dass sich eine Ameise zu weit von ihrem Revier entfernte. Sie kam zufällig zu einer anderen Ameisenburg.

Sie beobachtete den Tagesablauf und zu ihrem Erstaunen sah sie einige Ameisen faul in der Sonne liegen. Andere standen lässig an einer Honigbar und wieder andere nahmen ein Bad im Zuckerwasser. Die bereits etwas Degenerierte konnte zwar nicht begreifen was hier vorging, doch war sie irgendwie fasziniert von dieser Atmosphäre. Sie eilte nach Hause und erzählte allen von Ihrer Entdeckung.

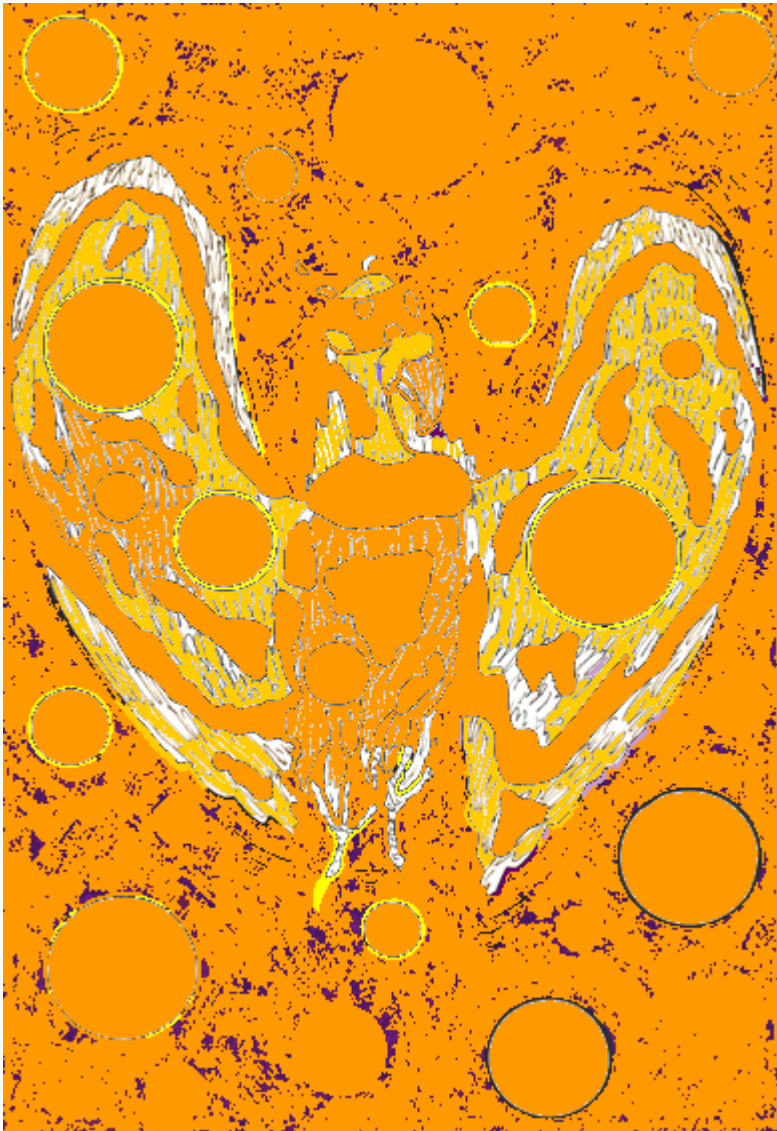
Die Nachricht brauchte nicht lange, um sich im gesamten Ameisenstaat herumzusprechen und man beschloss, einen Erkundungstrupp loszuschicken.



Dieser schlich durch den Wald und hatte alsbald die erwähnte Ameisenburg erreicht. Von einem guten Beobachtungsplatz spionierten sie die Lage aus. Wieder zu Hause erzählten sie dem „Rat der Aweisen“ ihre Ausforschungen. Die ersten Beratungen ergaben sofort das Bild des Feindes. Eine Armee wurde ausgerüstet und der Marsch zur feindlichen Burg begann. Was die Degenerierten nicht wissen konnten war, dass die anderen

bereits mit dieser Reaktion gerechnet hatten und darauf sehr gut vorbereitet waren. Überall im Wald standen Behälter mit Zuckerwasser oder Teller mit Honig. An diesen Plätzen waren Hängematten gespannt und die Armeeführung hatte alle Hände voll zu tun ihre Soldaten zusammenzuhalten. Mehr und mehr Soldaten zog es zu den gebotenen Köstlichkeiten und es dauerte nicht lange bis sich die ganze Armee samt ihren Offizieren aufgelöst hatte und sie sich in den Hängematten eingefunden hatten. Die weibliche Bedienung erledigte die restlichen psychischen Widerstände und die physischen auch. Den kriegerischen Gedanken waren freundschaftliche gefolgt. Die zurückkehrenden Soldaten überzeugten in Kürze ihre Artgenossen und etwas mehr Gemütlichkeit erfasste den ganzen Ameisenstaat. Bald wurde aus der Burg ein Ameisenhaufen und die folgenden Generationen blieben bei dieser Art des Zusammenlebens.

Der gierige Geier



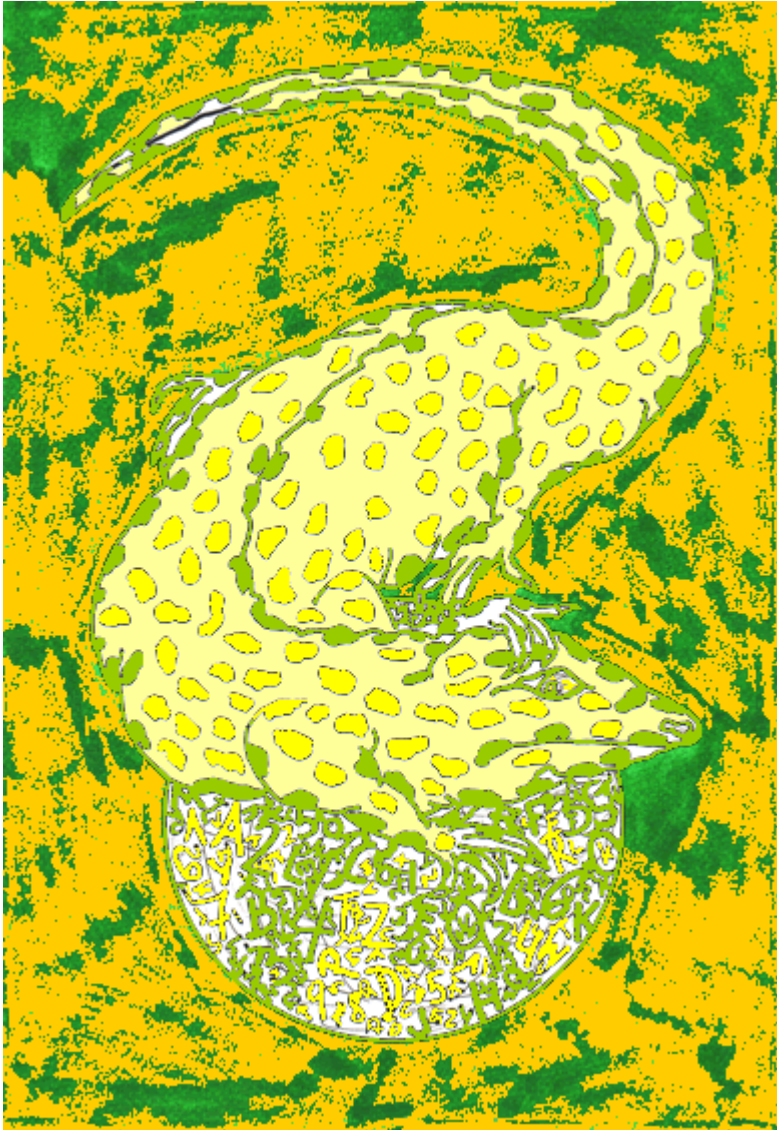
Wieder einmal verendete ein Tier und es war Zeit für Geier, sich seine Nahrung zu holen. Der Aasgeruch drang in seine Nase und er flog gierig erregt seinem Ziel entgegen. Zu seinem Bedauern musste er feststellen, dass wie immer bereits Hunderte seiner Artgenossen über dem Kadaver kreisten. Er musste froh sein, noch ein kleines Stück Fleisch von den Knochen des verendeten Tieres abzubekommen.

Wieder nach Hause zurückgekehrt, trieb ihn die Gier, beim nächsten Mal fettere Beute zu erhaschen, auf eine für seinen Geiergiergeist zugeschnittene Idee. Er müsste sich die Nasenlöcher vergrößern, um den Aasgeruch schneller als seine Konkurrenten riechen zu können. Dieser Vorsprung sollte mit den fettesten Beutestücken belohnt werden. Er versuchte lange vergebens, ein Werkzeug zu finden, um dieses Vorhaben in die Tat umzusetzen. Immer gieriger spähte er nach diesem Ding. Plötzlich schoss es ihm durch den Kopf. Er hatte gehört, dass blinde Tiere einen besonders guten Geruchssinn entwickelten und beschloss, von nun an seine Augen nicht mehr zu öffnen. Wochenlang saß er auf einem Ast, um seine Blindheit zu trainieren. Mit jedem Tag wuchs sein Glaube, immer besser riechen zu können.

Eines Tages war es soweit. Geier fühlte sich austrainiert. Er roch den verführerischen Aasgeruch und erhob sich in die Lüfte. Geleitet von seinem Geruchssinn flog er eilends zu dem Ort, welchen ihn seine Nase weiste. Glücklicherweise hörte er im Fluge, dass sich keine anderen Geierflügel durch die Luft bewegten. Immer näher kam der Ort des Festmahles und Geier träumte bereits von den herrlichsten Brocken Fleisch. Das Wasser rann ihm im Munde zusammen. Er spürte, dass er knapp über der Beute war. Er stürzte sich zu Boden und wurde von den dort versammelten Hyänen als leichte Beute verspeist. Ihr Mundgeruch und ihre Darmwinde waren sein Verderben.

Die Neidechse

Eidechse war eine Einzellerscheinung. Durch das Schicksal wurde sie von der Natur mit überdurchschnittlicher Intelligenz ausgestattet. Kein Lebewesen dieser Erde hatte mehr Geisteskraft und Wissen als sie. Nirgends konnte jemand an sie heranreichen. An den besten Universitäten ging sie nur mit Verachtung vorbei. Jede Sprache, jede naturwissenschaftliche Basis, war für sie eine Kleinigkeit. Den Kosmos durchreiste sie in Gedanken mit tausendfacher Lichtgeschwindigkeit. Die Entstehung aller Materie bewies sie mathematisch bis zur zwölften Dimension. Jedes noch so schwierige Rätsel löste sie, bevor man noch fragen konnte. Es haftete nur ein Fehler an ihr. Sie war mit ihrem Aussehen unzufrieden. Sie fühlte sich nicht schön. Denn sie hörte wie andere Lebewesen als schön bezeichnet wurden und in ihr wuchs der Neid, dass sie dabei keine Erwähnung fand. Sie wollte nun schön sein oder als schön genannt werden. Doch alle Bemühungen, ihr Aussehen diesen Kriterien anzupassen, waren fruchtlos. Aus Trotz verkroch sie sich in eine Höhle und beschloss, nur nach ihren eigenen Maßstäben zu beurteilen. Sie redete sich selbst ein, schön zu sein und versuchte dies auch zu glauben. Als sich ihr Glaube scheinbar gefestigt zu haben schien, folgte das nächste Problem. Sie war den anderen Tieren das Leben in der Freiheit neidig. Und wieder verfinsterte sich ihr Gemütszustand.



Als sie ihre
Ausweglosigkeit
erkannte, kletterte sie
aus ihrer Höhle
und zufällig kam eine
andersgeschlechtliche
Eidechse vorbei.
Sie fanden sofort
Gefallen aneinander,
heirateten, hatten
vierzehn Kinder
und teilten den Alltag
des Lebens.
Eines Tages sprach
Eidechse:
„Jetzt weiß ich, was
wirklich schön ist.
Es ist das Leben.“
Und dann ist sie
gestorben.

Der süße Hund

Der Hund lag wie immer auf seiner Decke in der Küche, als der folgenschwere Moment geschah. Ein menschliches Wesen gab ihm zum ersten Mal in seinem Leben ein Stück Schokolade.

Hund war so angetan von dem süßen Geschmack, dass er beschloss, fortan nur mehr Schokolade oder ähnliches zu fressen. Getrieben von seiner Sehnsucht, da er die Knochen und das alte Fleisch satt hatte, verließ er das Haus.



Tagelang trieb es ihn
durch die Gassen.
Jede Konditorei
steigerte sein
Bedürfnis nach
Süßigkeiten.
Lechzend saß er vor
den Schaufenstern,
welche ihm Kekse
darboten.
Er durchstöberte die
Mistkübel nach
Leckereien. Das Glück
war auf seiner Seite,
denn des öfteren fand
er ein Stück Süßigkeit,
doch dies steigerte
sein Verlangen noch
mehr. Die besten
Knochenreste, kein
Fisch, kein Fleisch

konnte seinen Gaumen reizen. Nur Süßes, Süßes, Süßes hatte er im Sinn.
Eines Tages kam er zu einem riesigen Gittertor. Sofort wusste er, dass er
dieses Hindernis überwinden musste. Seine Nase gab ihm untrügerische
Zeichen, dass sich dahinter Berge von Süßigkeiten befinden mussten.
Es war eine Schokoladefabrik.
Nach längerem Warten kam ein Lastwagen und das Tor öffnete sich. Hund,
ganz schlau, verbarg sich unter diesem und kam so in das Innere der Fabrik.
Durch ein offenes Kellerfenster drang er, vom Geruch geleitet, in das Gebäude
vor. Eine riesige Halle mit Maschinen, welche Schokolade und Kekse aller Art
produzierten. Hund dachte sich am Ende seiner Träume. Wochenlang aalte er
sich im Süßigkeitenrausch. Er taumelte von einem Glücksgefühl in das andere.
Seine Völlerei kannte keine Grenzen.

Eines Morgens wachte er auf und musste feststellen, dass sich seine Zähne lockerten. Einen Zahn hatte er bereits neben seinem Kopfe liegen. Hund aber sagte zu sich, er brauche keine Zähne: „Die Süßigkeiten zergehen mir auf der Zunge.“

Es war wieder Osterzeit und die Fabrik produzierte Schokoladeosterhasen. Hund erinnerte sich dunkel:

“Haben wir nicht nach diesen Tieren gejagt und sie dann verzehrt? Habe ich nicht die Leckerbissen nach der Jagd abgekriegt?“

Er eilte zum Fließband und schnappte sich einen Hasen, doch dieser war aus Schokolade und Hund ließ ihn enttäuscht zurück. Das erste Mal seit langer Zeit, dass er Süßes nicht wollte.

Hund trieb die Sehnsucht zurück nach seinem Zuhause, doch dort waren alle Türen verschlossen. Er sah durch ein Fenster, dass auf seinem Platz keine Decke mehr lag. Traurig schlich er davon.

In diesem Moment kamen Menschen, die ihn erkannten. Freudig begrüßten sie den verloren geglaubten Hund. Sein Platz wurde wieder gerichtet. Der aber mittlerweile zahnlose Hund verweigerte notgedrungen jede Nahrung.

Aufgrund dieses eigenartigen Verhaltens bestraften ihn die Menschen mit Verachtung. Er wurde nur mehr geduldet. Die Kinder warfen ihm ein paar Süßigkeiten zu, doch Hund grauste davor so sehr, dass er sich übergeben musste.

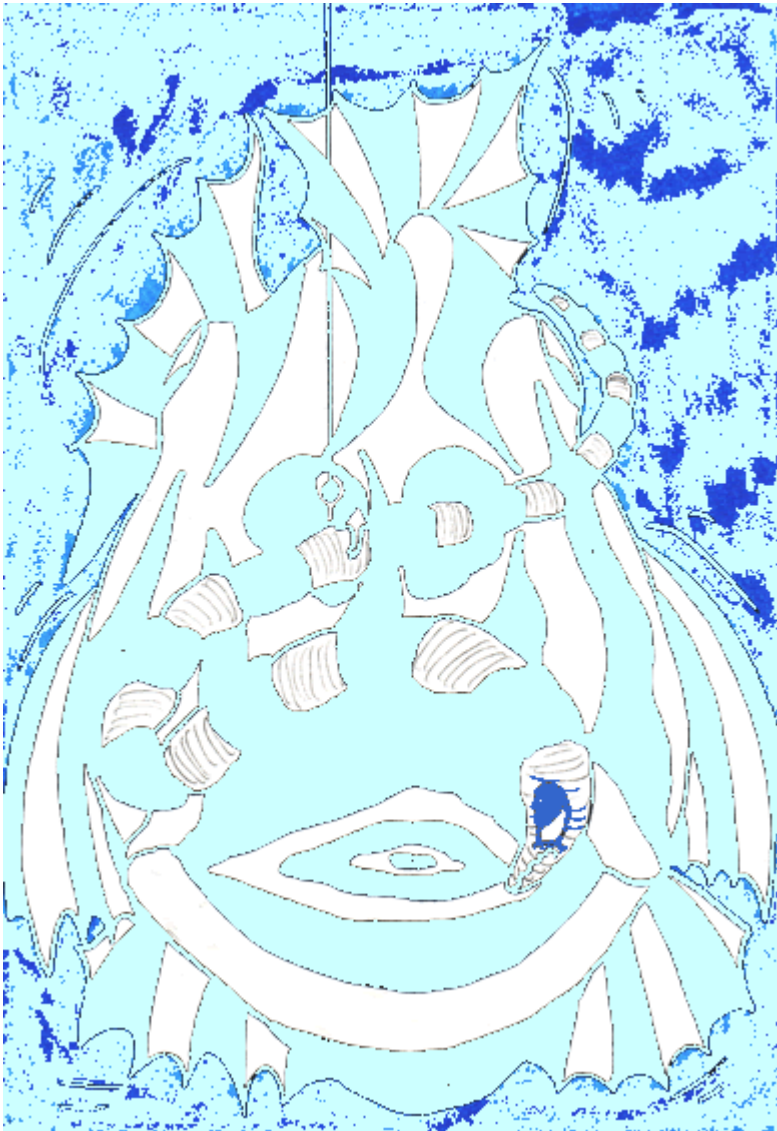
Alle hatten sich mit seinem Ende bereits abgefunden, als Hund im nahegelegenen Wald das Gebiss eines verstorbenen Wildschweins fand. Hund stopfte es sich irgendwie ins Maul und versuchte damit, Nahrung zu zerbeißen. Als dieses auch noch zerbrach, war Hund mit seiner Lebenskraft am Ende.

Noch einmal wollte er kurz die Augen öffnen und strich sich instinktiv mit seiner Vorderpfote über das Maul. Die Überraschung war groß. Er hatte Zähne.

Er hatte alles nur geträumt.

Man hielt ihm wieder ein Stück Schokolade vor die Nase, der Hund verweigerte, der Mensch hat es gegessen.

Ein Wurm macht Karriere



Der Wurm war es gewohnt, durch die Erde zu kriechen. Vorne fraß er sie rein und hinten schiss er sie raus. Wurm kam nur an die Oberfläche, wenn es regnete. Das Klopfen der Regentropfen war Musik in seinen Ohren und er verspürte dabei die Lust, sich in kleinen Pfützen zu baden. Es regnete an diesem Tag in Strömen. Wurm kroch, wie es seine Eigenheit war, der Erdoberfläche entgegen.

Angekommen, boten sich viele Pfützen ihm dar.

Voll der Freude wurde Wurm unaufmerksam und deshalb konnte ihn ein Vogel packen. Sofort erhob sich dieser in die Lüfte, doch donnerte und blitzte es gar fürchterlich und Vogel erschrak zutiefst. Er ließ den Wurm fallen. Genau auf eine Fischerhütte. Nun hing der Wurm am Dache und sah unter sich einen Tisch, an dem mehrere Menschen saßen. Diese unterhielten sich über den größten Fischfang ihrerseits. Wurm hörte, dass andere Würmer als beste Fischfänger hochgelobt wurden. Sein Ehrgeiz erwachte und er beschloss, der beste Fischfänger der Würmerwelt zu werden. Er ließ sich auf den Tisch fallen und hoffte, von den Fischern als Fischfänger entdeckt zu werden. Es war keine lange Zeit vergangen und Wurm hatte seinen ersten Schritt erreicht.

Er fand sich in einer alten Konservendose mit anderen Artgenossen wieder. Diese wiesen ihm sofort, in ihrer arroganten Weise, einen Platz am Boden der Dose an.

Es war soweit. Sonne strahlte in die Dose und zwei Finger wühlten darin. Seine Mitkonkurrenten räkelten sich mit ganzer Kraft dem Greifer entgegen. Wurm tat es ihnen gleich. Lange, ewig lange, suchten die Finger und nahmen Wurm. Die anderen sanken enttäuscht zu Boden.

„Dieser Neuankömmling muss sich vordrängen, was kann er besser als wir, auch seine Körperstruktur hält sich in Grenzen“, hörte er sie murren.

Wurm sah sich aber bereits in einem Raum aus goldener Erde, mit einer Tür, an der ein silberner Stern anzeigte, wer der Star ist.

Plötzlich verspürte er einen stechenden Schmerz in seinem Leibe. Ein Haken durchbohrte ihn. Er wurde durch die Luft geschleudert. Leicht benommen fand er sich unter Wasser treibend wieder. Sein Bedürfnis sich frei zu bewegen wurde von einer unsichtbaren Schnur verhindert. Seiner Rolle untergeordnet, begann er die Schmerzen als Einsatzwille zu ertragen. Er konzentrierte sich auf sein eigenes Rollenverständnis und begann, die Gegend zu beobachten. „Viele Fische, doch viel zu klein, um meinen Durchbruch, mein Ziel zu erreichen.“

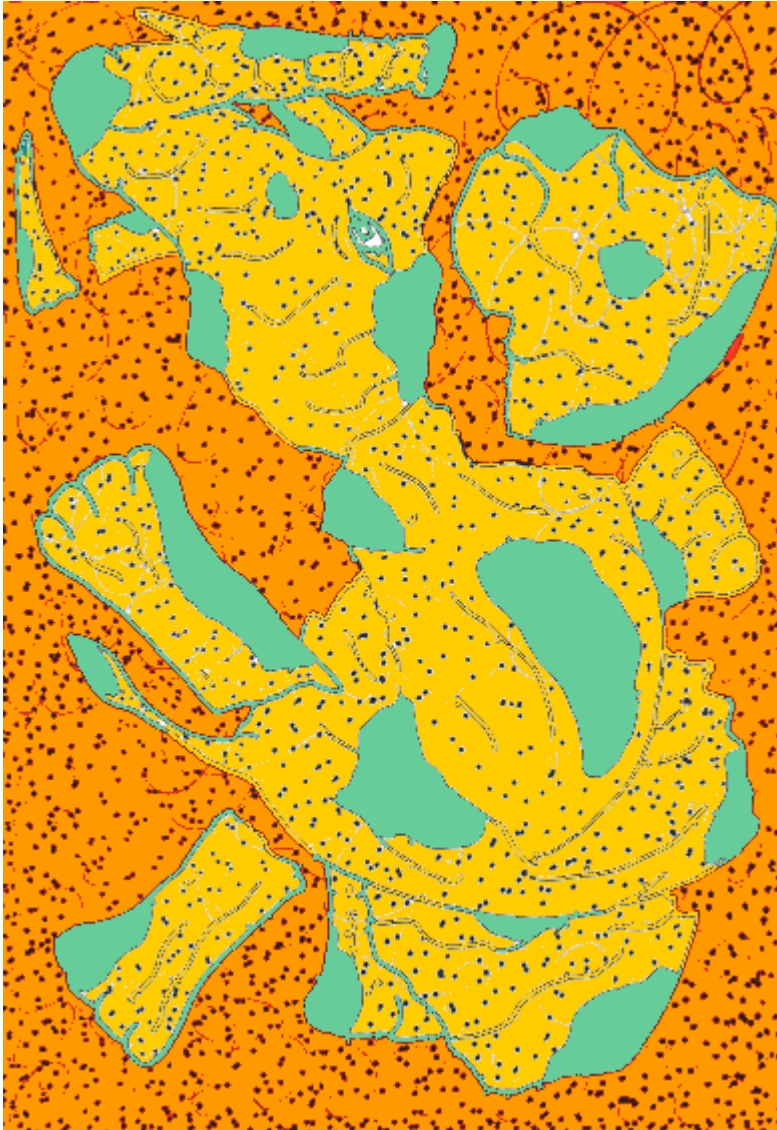
„Endlich ein Fisch, der meinen Ansprüchen entspricht!“ – Wurm zeigte seine fleischigste Seite und Riesenfisch ließ sich verführen.

Schnapp, beide wurden aus dem Wasser gerissen. In den Geschichten der Fischer wurde der Wurm nicht erwähnt. Der Fisch wurde verspeist.

Der falsche Elefant

Der Elefant war ein gutmütiger und gemütlicher Bewohner des Dschungels. Alle hatten Respekt vor seiner Größe. Nur die Fliegen nicht. Sie krochen in seine Augen, in seine Nase und hatte er eine kleine Wunde, waren sie sogleich zur Stelle. Elefant überlegte lange, dieses Problem zu lösen und eines Tages kam ihm die Idee, einen falschen Elefanten zu bauen.

Aus feuchter Tonerde formte er die Gestalt eines Elefanten. Er bat andere Elefanten, ihm Blut zu spenden und beschmierte den Falschen mit diesem.



Die Fliegen stürzten sich sofort auf den dargebotenen Leckerbissen. Elefant ging von Zeit zu Zeit zum Falschen, um ihn mit neuem Blut zu tränken. Jeder Elefant war zur Blutspende bereit, denn schon nach kurzer Zeit hatten sie keine Qualen lästiger Fliegen mehr zu befürchten. Die Fliegen hatten kein Bedürfnis, andere Orte aufzusuchen. Der Tisch war reichlich gedeckt.

Eines Tages kamen

Menschen und sahen den falschen Elefanten. Da er über und über mit Fliegen bedeckt war, hielten sie ihn für eine zoologische Sensation. Der einzige schwarze Elefant der Welt. „Wir müssen ihn haben!“, war ihr Begehrt.

Betäubungspfeile zeigten keine Wirkung und man entschloss sich zu einer anderen Strategie. Einer spielte vorne den Hampelmann und die anderen schlichen sich von hinten an, um ihm ein großes Tuch überzuwerfen. Gesagt getan, sie hatten den Falschen gefangen.

Inzwischen, es war eine lange Reise, hatten die Fliegen alles Elefantenblut aufgesaugt und dürsteten nach neuen Pfründen.

Die Menschen entfernten das Tuch. Die Fliegen stoben empor. Die neue Beute verteilte sich panikartig in alle Himmelsrichtungen. Die Fliegen ihnen nach.

Der falsche Elefant zerfiel im Laufe der Zeit. Er wurde nicht mehr beachtet.

Bis heute wurde kein falscher Mensch gebaut.

Nilpferd mit Kaugummi



Wie das Schicksal es wollte, warf ein Mensch Kaugummi aus einem Flugzeug. Genau in das Maul von Nilpferd. Überrascht von der Himmelsgabe, begann es, daran herumzukauen. Der Geschmack konnte Nilpferd nicht reizen und so wollte es den Kaugummi wieder ausspucken. Dieser verklebte aber den ganzen Mund von Nilpferd. Es war verzweifelt, denn mit seinen dicken Füßen konnte es sein Maul

nicht erreichen, um den Kaugummi zu entfernen. Als letzten Ausweg sah Nilpferd, diesen Misstand wegzublasen.

Nilpferd blies mit aller Kraft. Es entstand eine riesige Kaugummibläse, welche Nilpferd wie einen Ballon in die Lüfte hob. Höher immer höher. Nilpferd sah die kleinen Punkte im Wasser. Seine Kameraden waren nur mehr so groß wie Ameisen. Es durchstieß die Wolken und trieb auf den Mond zu. Als es die Erdatmosphäre verließ, platzte die Blase und Nilpferd flog mit rasender Geschwindigkeit zurück zur Erdoberfläche.

Wieder kam das gleiche Flugzeug vorbei und Nilpferd krachte auf dessen Dach. Sie fielen beide in den See, wo Nilpferd wohnte. Durch das Flugzeug war der Aufprall von Nilpferd so gedämpft, dass es mit ein paar Kratzern davonkam.

Doch auch das Flugzeug wurde von den vielen Seerosen aufgefangen, so dass es auch den Piloten und Insassen gelang, zu überleben. Sie schwammen alle ans Ufer und begannen sofort eine erregte Diskussion, denn sie glaubten den Piloten nicht, dass ein fliegendes Nilpferd der Grund des Absturzes war. Diese suchten noch jahrelang den Beweis, dass es fliegende Nilpferde gibt und nach ihnen noch weitere und weitere und weitere.

Die Katze mit dem Milchgesicht



Die volle Milchflasche stand vor der Haustür. Eine kleine Katze sah dies und wollte unbedingt davon trinken. Die Flasche war aber zu hoch für sie.

Lange umkreiste die kleine Katze die Flasche, als ein Windstoß die Tür aufschlug und die Flasche umwarf. Dabei löste sich der Deckel und die Milch begann auszurinnen. Schnell steckte die kleine Katze ihren Kopf in die Flasche und stoppte dadurch

den Verlust der kostbaren Flüssigkeit. „Lecker, soviel Milch für mich alleine.“ Wieder kam ein Windstoß und die Katze kollerte samt Milchflasche in die leerstehende Hundehütte.

Katze konnte dies nicht erschrecken, denn sie war nur von ihrem Milchvorrat beglückt. Tagelang schlief sie in der Hütte und war sehr zufrieden mit sich selbst, denn sie brauchte nur zu Erwachen und weiterzutrinken.

Sie wurde aber immer größer und die Milch weniger. Als die ganze Milch getrunken war, wollte Katze ihren Kopf aus der Flasche ziehen. Sie war bereits zu viel gewachsen und so war dieses Bemühen erfolglos. Katze war gefangen. Zum Glück strömte genügend Luft an ihrem Hals vorbei, so dass sie nicht ersticken musste.

Die Katze verließ, wegen des Gewichtes der Flasche, mit hängenden Kopf die Hütte. Als die anderen Katzen dies sahen, war ein Name für sie in Windeseile ausgedacht. „Milchgesicht“, wurde sie verspottet und von den anderen ausgelacht.

Sie drohte zu verhungern, denn sie konnte keine Nahrung zu sich nehmen.

Alle Bemühungen, die Flasche loszuwerden waren vergebens.

Katze hatte sich bereits ihrem Schicksal ergeben, als ein Sturm aufzog. Er war so stark, dass es die Katze durch die Gegend schleuderte. Zu ihrem Glück stieß sie mit ganzer Wucht an einen Laternenpfahl und die Flasche zerbrach. Alsdann erinnerte nur mehr eine dünne gläserne Halskrause an „Milchgesicht“.

Der gestreifte Löwe

Wie immer lag der Löwe faul in der Gegend herum und beobachtete die vorbeiziehenden Tiere. Die Zebras faszinierten ihn am meisten. Ihre Streifen waren für ihn das schönste Gewand der ganzen Tierwelt. Er träumte davon, solche Streifen zu haben. Nichts anderes wünschte er sich mehr.

Es geschah im Sommer, dass sich ein Mensch in die Wildnis wagte. Dieser Mensch war Maler und suchte Motive für seine Bilder. Viele hatte er schon fertiggestellt, als sich der Löwe näherte. Der Maler sprang schnell auf einen Baum. Der Löwe betrachtete neugierig, die am Boden liegenden Bilder. Er sah auch die Farben, mit denen der Maler seine Bilder malte. Es kam ihm in den Kopf, dass dieser Maler geeignet wäre, ihm den größten Wunsch seines Lebens zu verwirklichen. Dieser Mensch sollte ihm Streifen malen.



Er überredete den Menschen, mit etwas Nachdruck seiner Pranke, ihm Streifen zu malen. Er wollte die gleichen Streifen wie die Zebras auf seiner Haut.

Zitternd nahm der Maler den Pinsel und Farbe und begann mit seinem Werk.

Als er fertig war, lief der Löwe zum See und betrachtete seine vermeintliche neue Schönheit.

Die Tiere, die ihn sahen, verbargen ihr Schmunzeln, indem sie sich kichernd

abwandten. Löwe aber war zufrieden und faulenzte in der Sonne.

Eine Touristensafari fuhr vorbei und diese sahen den gestreiften Löwen.

„Ein Tiger!“, riefen sie und fotografierten was das Zeug hielt.

Der Löwe konnte das Wort *Tiger* nicht leiden und erzürnte derart, dass er den Wagen angriff und dieser voller erschreckter Insassen davonbrauste.

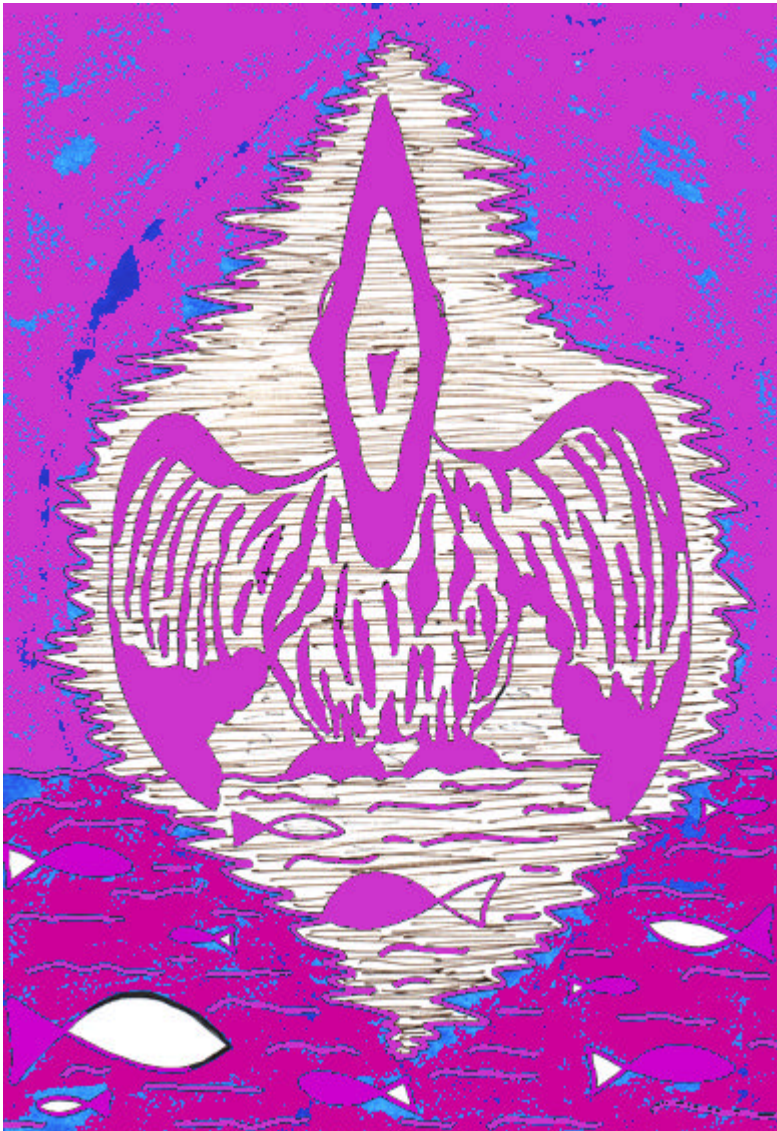
Der Name Tiger war eine derartige Beleidigung für ihn, dass er nichts sehnlicher herbeiwünschte, als seine Streifen wieder loszuwerden.

Es begann zu regnen und der Regen wusch die Farbe vom Körper des Löwen.

Der Löwe lag wie immer faul in der Gegend herum, da sah er ein Streifenhörnchen.

Löwe dachte: „Hoffentlich kann es das Wort *Tiger* leiden, sonst hilft nur Regen“

Der schreiende Pelikan



Der Pelikan hatte vor langer Zeit den gleichen Schnabel wie der Storch. Dem Pelikan aber überkam das Bedürfnis, den lautesten Schrei zu haben und deshalb trainierte er jeden Tag. Dabei wurde sein Kehlkopf immer größer und es entwickelte sich ein Sack. Durch die Anstrengungen brach seine untere Schnabelhälfte auseinander und sein Aussehen blieb bis heute unverändert.

Der Pelikan verlor dadurch auch seine Stimmgewalt und brachte fortan nur mehr krächzende Laute aus seinem Hals. Die Umstände zwangen ihn zu neuen Ideen, wie er diesen scheinbar nutzlosen Sack gebrauchen könnte.

Auf seinen Irrwegen kam er zu einem See und sah, wie die Fische herumschwammen. Noch nie zuvor hatte er probiert, sie zu fangen und zu verspeisen. Am Anfang hatte er enorme Schwierigkeiten, die Fische zu erwischen, doch mit der Zeit wurde er zum besten Fischfänger weit und breit. Sein Halssack war ideal für die Beute, denn er konnte sie darin frisch halten und nach Hause bringen, um seine Familie zu ernähren.

Die nächsten Generationen wollten aber die Geschichte von ihrem Urahn wissen. „Warum wollte dieser so laut schreien können?“, doch keiner konnte es ihnen erklären.

Es wurde wieder ein Pelikan geboren und das Schicksal wollte es, dass dieser die Philosophie besitzen sollte. Er wuchs heran und verbrachte viele Stunden am See, um die Fische zu beobachten. Es regnete und dazwischen schien auch die Sonne, dabei bildete sich ein Regenbogen. Unter dieser Konstellation entdeckte der Philosoph das Rätsel des Urpelikans: er hatte versucht, mit den Fischen zu sprechen, doch diese gaben ihm, wegen keiner akustischen Möglichkeit, null Antwort. Mangels dieses Wissens schrie Urpelikan immer lauter in den See und es kam wie es kommen musste.

Der faszinierende Leguan

Einst beschlossen die Tiere, einen Maskenball zu veranstalten.

An einem Sommertag war es soweit. Die Löwen hatten die Oberaufsicht übernommen, um für ein friedliches Fest zu sorgen. Bei Sonnenuntergang kamen die ersten Gäste.

Der Elefant kam als Maus, die Giraffe als Gepard, der Büffel als Frosch und so weiter und so weiter. Die Tiere hatten die verschiedensten Fantasien, sich ihre Kostüme auszudenken. Sie lachten und tanzten und erfreuten sich über die neuen Rollen, die sie mit ihren Verkleidungen erwählt hatten. Es war amüsant, wie der als Wolf verkleidete Frosch zu jaulen begann, oder die als Affe verkleidete Spinne keinen Affenlaut hervorbrachte.

Es war bereits ein fortgeschrittener Abend, als ein Leguan die Szene betrat. Ruhig und bewegungslos stand er inmitten der kostümierten Tiere. Alle rätselten, wer sich so perfekt als Leguan verkleidet haben könnte. Die ganze Tierwelt wurde aufgezählt, doch niemand konnte erraten, wer sich hinter der Maske des Leguans verbarg. Es tauchten bereits Befürchtungen auf, dass sich ein Mensch hinter dieser Maske verbarg. Die Verwirrung, ob dieser scheinbar perfekten Maske, wurde bereits unerträglich, denn Leguan stand noch immer bewegungslos in ihrer Mitte.



Sie waren so erstaunt über die Perfektion des Kostüms, dass sie ihm den Vorschlag unterbreiteten, ihn zum König des Festes zu wählen.

Mit der Bedingung, dass er sein Kostüm zu Mitternacht preisgeben sollte.

Der Leguan nickte mit dem Kopf und bestieg den bereitgestellten Thron.

Endlich war es soweit.

Es war Mitternacht.

Sofort wandten sich alle zum Thron.

Ein lauter Knall – auf dem Thron saß

ein riesiges Krokodil.

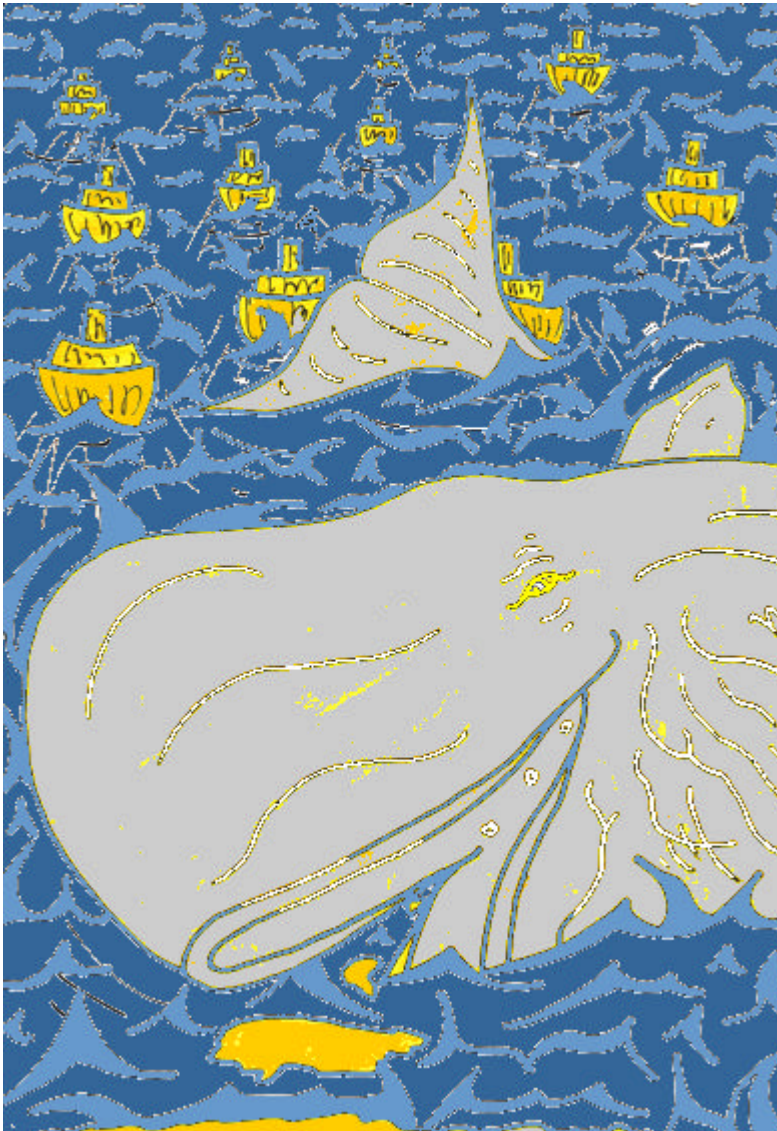
Erst waren die Tiere erstaunt, doch als das Krokodil erzählte, wie schwierig es war, seinen Riesenkörper in das Leguankostüm zu zwängen und welche Anstrengung es gekostet hatte, hierher zu kommen, waren die Tiere mit ihrer Wahl zufrieden.

Am nächsten Tag verließen die Tiere fröhlich das Fest und beschlossen, es nächstes Jahr zu wiederholen.

Jetzt legte auch das Riesenkrokodil seine Maske ab und darunter war ein Leguan.

Er hatte zwei Masken und konnte damit König werden.

Walfisch mit Mundgeruch



Der Wal schwamm, wie jeden Tag, mit offenem Maul durch das hohe Seegras. Er machte dies, weil die Grashalme durch sein Maul strichen und dadurch seinen Mund reinigten.

Es kam aber, dass das Seegras seltener wurde und deswegen der Wal nicht mehr jeden Tag sein Maul reinigen konnte.

Unnatürliche Mittel hatten das Seegras in ihrem Wachstum beschränkt.

Gifte hatten ihm das Garaus gemacht.

Der Wal schwamm verdrossen durch die Meere und konnte nur mehr selten sein Mundwerk putzen.

Eines Tages schwamm er an der Meeresoberfläche, als er zu seinem Entsetzen sah, wie ein Schiff eine Walmutter und ihr Junges angriff, als wollte es die beiden töten.

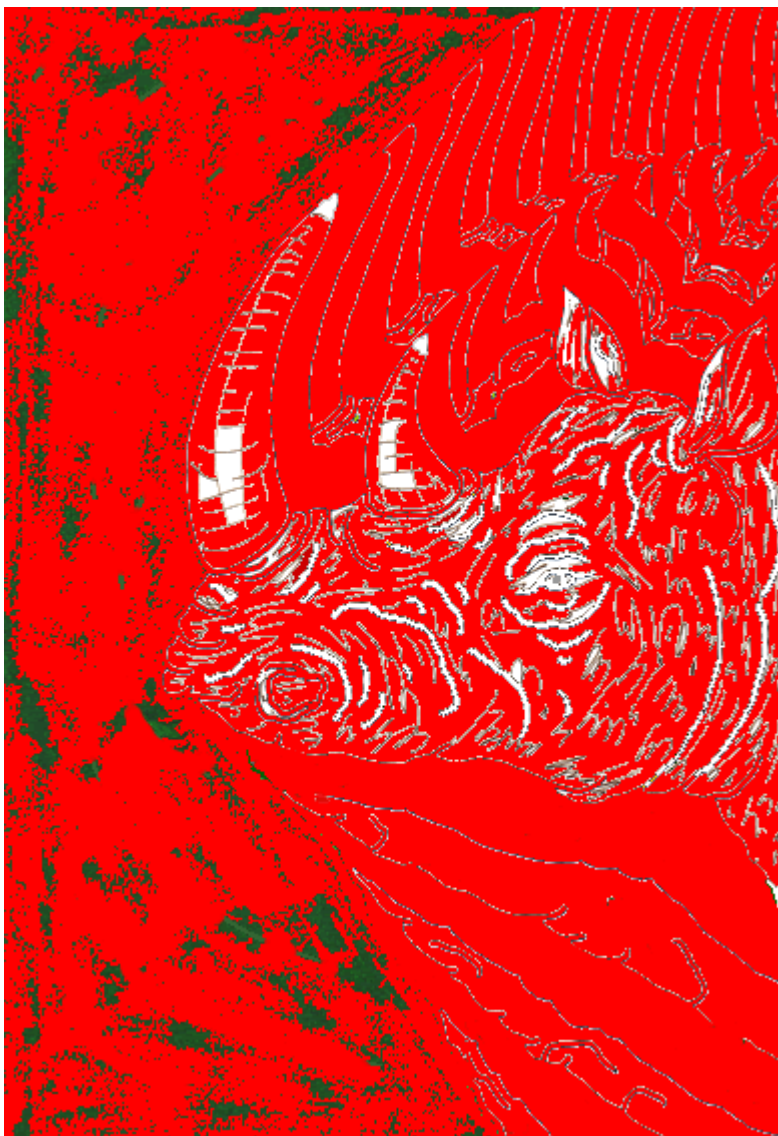
Den Wal erregte diese Situation so sehr, dass er mit weit geöffnetem Maul zu dem Schiff schwamm. Rasend vor Empörung umkreiste er dieses und sah, wie die Besatzung reihenweise zu Boden fiel. Alle hielten sich verkrampft die Nase zu. Der Wal konnte das Schiff dazu bringen, die Walmutter und ihr Junges unverrichteter Dinge ziehen zu lassen. Mehr noch, das Schiff verließ eilends den Ort der Begegnung.

Da der Wal ein intelligentes Wesen war, verband er die Flucht des Schiffes mit dem Mundgeruch seines ungeputzten Mauls. Er verbreitete eilends diese Erkenntnis an seine Artgenossen. „Endlich eine Waffe zur Verteidigung unseres Lebensraumes.“

Nach einigen Versuchen, dieser Waffe mit Gasmasken, Nasenzwingen, minder bezahlten Lohnarbeitern, beizukommen, gaben die Menschen auf.

Der Geruch war für alle Zeiten zu ekelig. Das Seegras wuchs nach.

Nashorn mit Schnupfen



Das Nashorn erkältete sich leicht und bekam sofort Schnupfen.

Dabei wankte sein Kopf auf und ab.

Die Menschen, die dies beobachteten wussten nicht,

dass das Nashorn Schnupfen hat, deswegen deuteten sie in ihrer

unendlichen Weisheit:

„Es ist ein Liebesspiel“

Folgedessen muss das Horn auf

Nashorns Nase ein Phallussymbol sein.

Sie beschlossen, in ihrer unendlichen

Weisheit, das Nashorn

um dessen Horn zu berauben, um es ihrer Manneskraft dienlich zu machen.

Viele Nashörner wurden deswegen ihrer Hörner verlustig.

Es kamen viele Jäger um sich des Hornes zu ermächtigen. Eines Tages war ein Jäger dabei, der ebenfalls Schnupfen hatte. Er hielt sein Gewehr an der Hüfte und durch das Niesen seinerseits, bewegte er sich mit diesem auf und ab.

Sofort deuteten die Menschen, in ihrer unendlichen Weisheit, dass Jäger die gleiche symbolhafte Wirkung darstellte.

Es kamen viele Jäger um die Jäger zu jagen. Dann kamen Jäger, um diese Jäger zu jagen und als die Jäger die Jäger jagten, die die Jäger jagten, um die Jäger zu jagen, jagten sie sich in eine endlose Jagd. Die Jäger jagten die Jäger, um von den Jägern gejagt zu werden.

Die Nashörner amüsierten sich bei dieser Jagd so sehr, dass sie auf ihren Schnupfen vergaßen und dieser ausheilte. Das Horn wuchs nach.

Stiere gegen Ochsen

Beide hatten Hörner am Kopf. Beide das gleiche Aussehen. Nur ein kleiner Unterschied teilte ihre Psyche. Die Stiere hatten Interesse an Kühen. Die Ochsen keines. Der kleine physische Unterschied hatte jedoch enormen Einfluss auf ihr Verhalten.

Die Stiere richteten ihre Gespräche primär der Fortpflanzung zu. Die Ochsen sprachen den Stieren ein lebenswertes Leben ab. Sie verurteilten die Stiere, nur von einem Gedanken beseelt, in den Tag zu leben. Die Stiere wiederum behaupteten, dass die Ochsen nur zu faul wären, um die täglichen Dinge des Lebens zu bewältigen. Den Ochsen machte dies zu Schaffen und sie konnten, voller Gedanken über die täglichen Dinge, nicht gut einschlafen. Die Stiere schliefen gut.

Es gab so viele Unterschiede, dass die täglichen Streitereien, wer oder was das beste im Leben sei, endlos waren und für die Ochsen immer unfruchtbar endeten.

Eine Ewigkeit zankten sie sich bereits, ob dieser Grundsatzphilosophien.

Eines Tages wollten sie diesen Streit in einem Wettkampf beenden.

Stiere und Ochsen trainierten verbissen, um aus ihren Reihen den stärksten zu finden. Dieser sollte sie beim Wettkampf vertreten.



Es war soweit, man versammelte sich auf einer Wiese und die Regeln wurden ausgemacht.

Die beiden sollten so lange mit dem Kopf gegeneinander laufen, bis einer um fällt.

Der Sieger sollte seinen Artgenossen, für ewige Zeiten den obersten Rang in der Rinderhierarchie erobern.

Voller Spannung standen alle rund um die Kampfstätte.

Man hörte kein Geräusch, als die beiden das erste Mal

aufeinander zustürmten.

Ein ohrenbetäubender Knall erfasste die Ohren der Anwesenden. Beide Kämpfer wurden in ihren Grundfesten erschüttert. Noch stundenlang rannten sie gegeneinander an. Nach drei Tagen und Nächten der rohen Gewalt, schickten sich beide Kämpfer an, mit letzter Kraft noch einen Versuch zu starten. Sie rannten los. Der Aufprall ihrer beiden Köpfe war intensiver, als die Tage davor. Die Spannung war am Höhepunkt, nachdem sich die aufgestobene Staubwolke der bereits rasenlosen Wiese wieder legte. Beide lagen in einer tiefen Ohnmacht. Unentschieden.

Die etwas abseits stehenden Kühe nickten zufrieden. Es war ihnen nicht Unrecht, weiterhin mit andersgeschlechtlichen auch nach der Fortpflanzung ein Gespräch über die Dinge des Lebens zu führen.

Der brennende Feuersalamander



Der Salamander kam sich so klein vor. Er wollte unbedingt die Größe eines Warans erreichen.

Er wusste aber, dass es keine natürliche Weise dazu gab. So begab er sich auf die Reise, um Hilfsmittel für sein Begehrt zu finden.

Er fand die geheimsten Elixiere in den diversen Hexenküchen.

Doch bekam er nur Magenschmerzen davon. Der schwarze Salamander wurde immer unglücklicher.

Doch eines Tages:

Es stand eine Hütte mitten im Wald und darin wohnte ein Mensch. Dieser hatte es sich zur Aufgabe gemacht, die kleinsten Lebewesen den anderen Menschen sichtbar und darstellbar zu machen. Er benutzte für dieses Vorhaben geschliffenes Glas. Durch Unachtsamkeit fiel eines dieser geschliffenen Gläser aus dem Fenster und landete direkt vor den Füßen von Salamander.

Das Glas lag genau auf einem Mauseloch. Neugierig blickte Salamander durch. In diesem Moment wollte die darin wohnende Maus ihr Loch verlassen.

Salamander erblickte durch das Glas die riesigen Vorderzähne der Maus und erschrak ganz fürchterlich. Doch sofort war die Neugier wieder größer als sein Grauen und er blickte wieder durch das Glas.

Jetzt sah er den Kopf der Maus. Dieser hatte die Größe eines Bibers oder noch größer, war Salamander ängstlich erstaunt.

Salamander dachte in seiner Salamandereinfalt, dass dieses Glas das lang ersehnte Hilfsmittel, zu seinem Wunsch zu kommen, sein muss.

Er begann zu graben und schuf sich eine Grube. Dann legte er das Glas über die Grube, so dass dieses seinen ganzen Körper bedeckte. Er wartete, was Geschehen mag, voll der Hoffnung seines Traumes Ziel zu erreichen.

Die Sonne stieg dem höchsten Punkt entgegen und Salamander wurde es immer heißer. Schon rauchte sein ganzer Körper und die Tiere, welche vorbeikamen schrieten aufgeregt: „Feuer Salamander!“.

Er rälkelte und aalte sich nach allen Seiten, doch er konnte sich nicht befreien.

Erst als sich am Abend alles abgekühlt hatte, konnte sich Salamander aus seiner misslichen Lage lösen. Nach diesem Erlebnis war sein Begehrt ein für alle mal gestillt. Als Warnung für alle anderen Größenwahnsinnigen, bekam er gelbe Punkte.

Die unversöhnlichen Schildkröten

Es saßen drei Schildkröten in der Wüste. Sie hatten Durst und wie es der Zufall wollte, fanden sie eine Flasche Wasser.

Zuerst berieten sie stundenlang, wer als erster trinken sollte. Dann nörgelten sie, dass der Inhalt der Flasche für drei nicht reichen wird.

Nach langem Hin und Her beschlossen sie, dass eine von ihnen gehen sollte, um noch eine Flasche zu besorgen.

Dann stritten sie, wer von ihnen gehen muss. Alsdann nörgelten sie, wie sie herausfinden sollen, wer gehen muss. Nach einer Ewigkeit waren sie sich einig.

Mit drei Stäbchen sollte ein Verlierer ausgewählt werden. Wer das kürzeste zieht muss gehen.

Erst stritten sie, wer die Stäbchen halten sollte. Dann nörgelten sie, weil eine sich durchgesetzt hatte.

Endlich war auch entschieden, wer das kürzeste Stäbchen gezogen hat.



Die beiden
zurückgebliebenen
mussten versprechen,
dass sie vor der
Rückkehr nicht von der
Flasche trinken dürfen,
denn dann hätten sie
wieder zu wenig für
drei und müssten das
ganze wiederholen.
Die beiden erklärten
sich einverstanden
und die dritte ging los.
Es war wieder eine
Ewigkeit vergangen,
als eine Schildkröte
nach einem Schluck
Wasser begehrte.
Sie hatte Durst.
Doch sie konnten sich
nicht einigen

und stritten, wie lange sie noch warten sollten. Danach nörgelten sie über den Verbleib der anderen.

Der Durst wurde größer. Die beiden schauten sich an und öffneten die Wasserflasche.

In diesem Moment stürmte die dritte hinter einem Stein hervor und schrie:

„Habe ich mir doch gedacht, ihr wartet nicht auf meine Rückkehr!“.

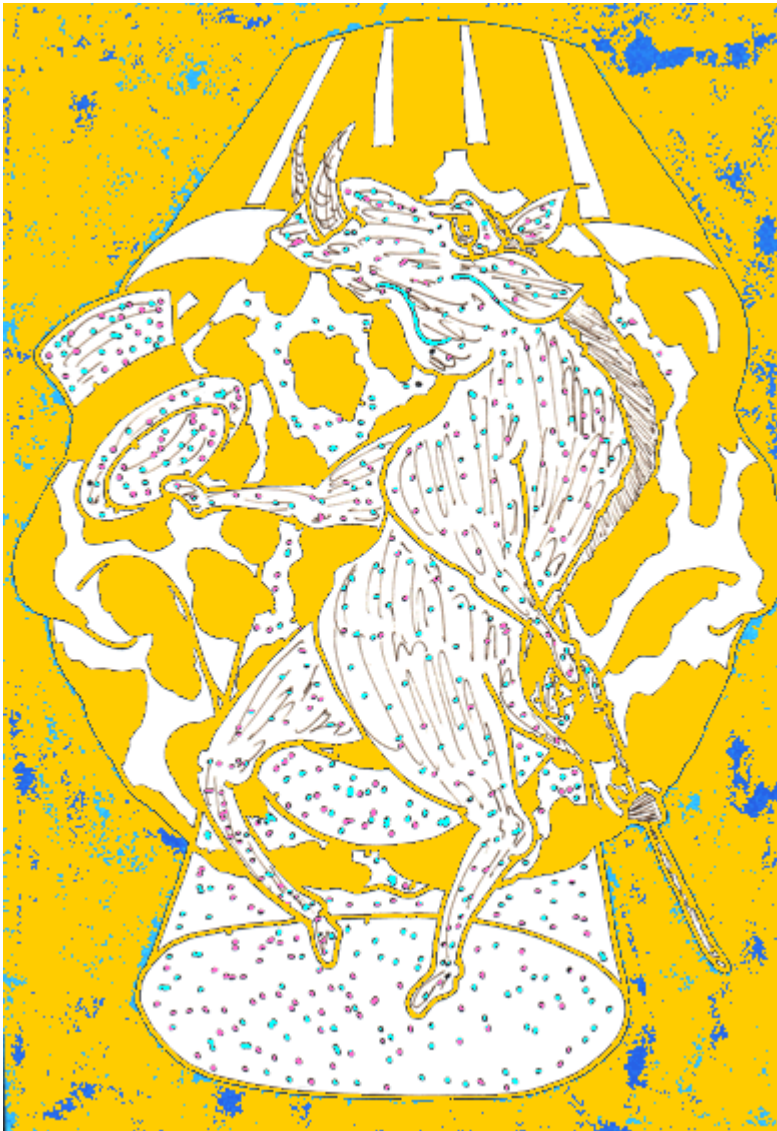
Sofort stritten sie, dass sie des anderen Vertrauen gebrochen hätten und nörgelten über die mangelnde Geduld der jeweils anderen.

Nach endlosen Debatten entschlossen sie sich, von der Flasche zu trinken.

Doch sofort stritten sie, wer mehr getrunken hat und nörgelten über die Gier des anderen.

Sie merkten nicht mehr wie sie dabei verdursteten.

Das schöne Warzenschwein – Krötenmedizin



Kröte war im ganzen Wald als der beste Medizinmann bekannt. Für alles und jeden hatte sie eine Medizin. Eine Salbe für Dies und ein Pulver für Das. Auch ihre natürlichen Feinde vergaßen ihre Fressgelüste und ließen sich von Kröte behandeln. Jeder wurde geheilt. Eines Tages kam ein Schwein in die Höhle der Kröte. Das Schwein hatte keine äußeren Verletzungen und es sah auch nicht krank aus, doch es hatte ein

furchtbar trauriges Gesicht.

Kröte sah sofort das Leiden des Schweins und fragte dieses nach der Ursache des Kammers. Es antwortete, dass es schrecklich aussehe, alle nannten es Schwein.

Die Kröte erschrak über diese fürchterliche Krankheit, wenn ein Schwein den eigenen Namen als Schimpfwort empfand. Kröte erklärte sich bereit, diesen medizinisch interessanten Fall zu behandeln.

Die ganze Nacht redete Kröte dem Schwein gut zu. Kröte probierte auch die verschiedensten Salben und Pulver, doch nichts schien dem Schwein zu helfen. Im Gegenteil, das Schwein wurde noch trauriger.

Die Depression des Schweins steigerte sich mit jedem gutgemeinten Rat von Kröte und diese wurde mangels Erfolgs immer erregter. Kröte verzweifelte an der Verbohrtheit des Schweins zunehmend und wies ihm zornig den letzten Winkel ihrer Höhle als Schlafplatz zu. Sie wollte morgen, ausgerastet, einen neuen Versuch probieren.

In ihrer Erregung hatte Kröte vergessen, dass sie in dieser Ecke ihre Notdurft verrichtet. Schwein aber suhlte sich, wie gewohnt, darin.

Am nächsten Morgen war Schwein über und über mit Warzen bedeckt.

Kröte erkannte sofort die psychologische Chance, dem Schwein eine neue Identität zu geben.

Schwein, welches von Kröte zum Warzenschwein umbenannt wurde, war sofort einverstanden, ein Warzenschwein zu sein.

Denn mangels an Konkurrenz war es das erste und damit das schönste Warzenschwein.

Die bettelnden Frösche

Wieder kamen die Bagger und Kräne und die Frösche wussten, dass ihnen ihr Lebensraum zubetoniert wird. So gingen sie daran, die Menschen anzubetteln. Sie sollten doch ein wenig Rücksicht auf sie nehmen. Die Menschen konnten sie nicht verstehen.

Die Frösche, welche die Sinnlosigkeit des Bettelns erkannten, wandten sich an Mutter Natur: „Kannst du uns nicht helfen? Wir werden von einem Tümpel zum anderen getrieben. Unser Platz zu leben wird immer kleiner.“

Mutter Natur, ohnehin schon des Zubetonierens überdrüssig, versprach Hilfe. Sie zauberte mit all ihrer Macht einen Riesenfrosch.

Dieser war so groß, dass King Kong eine Spielpuppe für ihn wäre. Der Riesenfrosch aß statt Fliegen, Menschen. Er wunderte sich nur, dass diese nicht fliegen konnten.

Er zerstörte beim Herumhüpfen ihre Städte und verwüstete die Straßen.

Die Menschen entschlossen sich, gegen dieses Untier Krieg zu führen.

Alle Waffen, die sie zur Verfügung hatten, wurden eingesetzt.



Doch Riesenfrosch
parierte alle Angriffe.
Im Gegenteil,
durch Fehlschüsse
und anderen Unbill
dezimierten sich die
Menschen selbst.
Die Frösche waren
anfangs zufrieden
mit ihrem neu
gewonnenen
Lebensraum,
doch zunehmend
bekamen sie Mitleid
mit den Menschen.
Sie gingen wieder zu
Mutter Natur.
Diese war aber mit
Riesenfrosch
zufrieden,
denn sie konnte sich

des vielen Betons entledigen.

Die Frösche aber bettelten um das Schicksal der Menschen
und sie gab nach langem Verweigern schlussendlich nach.

Der Riesenfrosch wurde in einen Berg verwandelt. Die Menschen hatten die
Chance, eine neue Zivilisation zu gründen und so entstanden die Berge.

Das doppelte Stinktier

Es war ein wunderschöner Frühlingstag. Die Vögel sangen ihre schönsten
Lieder. Die Sonne lachte vom Himmel. Die spärlichen Wolken zogen vom
warmen Wind getragen über das Firmament.



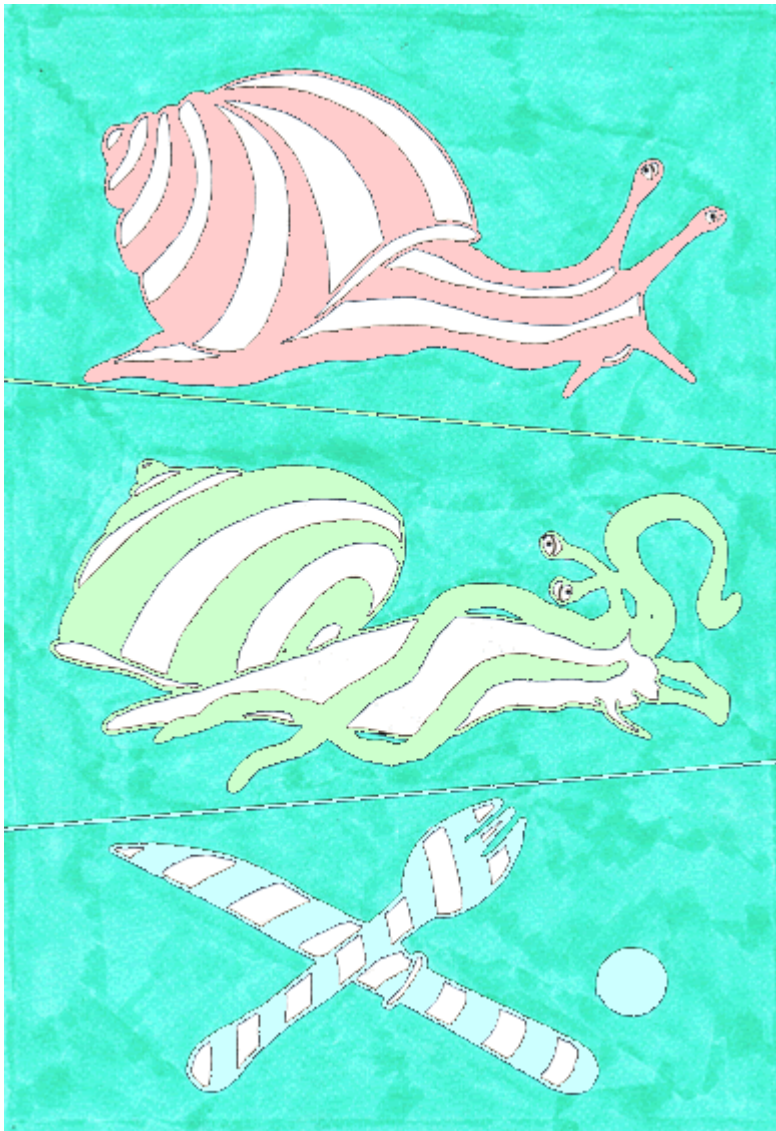
In einem Gasthausgarten am Rande des Waldes saß ein dickes fettes Wesen und aß sich den Bauch voll. Es stemmte ein Bier nach dem anderen und rülpste vor sich hin. Der Zufall wollte, dass Stinktier aus dem Walde kam und genau unter der Bank, auf welcher dieses fette Wesen saß, ausruhen wollte. Gemütlich legte es sich in den Schatten des Wesens und wollte ein Mittagsschläfchen halten.

Doch da geschah es. Das Wesen ließ aus seinem verlängerten Rücken einen Wind entweichen. Genau in Stinktiers Nase. Erst rümpfte es nur ein wenig die Nase, denn es war Extremgerüche von seiner Art gewohnt. Mit Fortdauer des Windes wurde der Geruch auch für Stinktier zum Gestank und es war einer Ohnmacht nahe. Es flüchtete zurück in den Wald und es dauerte einige Tage, bis sich Stinktier erholt hatte. Mit neuem Tatendrang in seiner Brust und Nase, wollte es ergründen, wer die Macht dieses Gestankes ausüben kann. Jedem Tier im Wald schilderte es das Wesen, doch keiner kannte dieses. Eines Tages kam Stinktier zu einem Müllablageplatz. Es beobachtete, wie riesige Lastwagen immer neuen Müll heranbrachten. Stinktier schlich näher und konnte auf diesem Platz ähnliche Gerüche riechen, wie im schattigen Gasthausgarten. Voller Neugier sah es den Lebewesen nach, welche aus den Lastwagen stiegen und in einer Hütte verschwanden.

Es betrat vorsichtig die Hütte und versteckte sich hinter einer Bierkiste. Ein riesiger Schatten kam auf Stinktief zu. Mächtige Hände packten die Bierkiste und ließen sie mit dem Ausruf: „Ein Stinktief!“ fallen. Sofort sprangen die anderen von ihren Stühlen und liefen in Panik ins Freie. Stinktief ebenfalls. Im Wald saß Stinktief auf einem Stein und war traurig, noch immer nicht zu wissen wer diese Wesen sind. Es blickte noch einmal zu dem Misthaufen und da kam ihm die Idee:

„Ich gebe ihnen selbst einen Namen. Angesichts der Tatsache, dass sie meinen Gestank bei weitem übertreffen, nenne ich sie feierlich: *doppelte Stinktief*.“

Die unterdrückte Schnecke



Langsam, langsam
schleppte sich
Schnecke durch den
Wald.
Ihr Haus drückte
tonnenschwer auf ihren
Rücken.
Mühselig überwand sie
die Hindernisse die im
Wege lagen.
Die Gedanken, aus
diesem Haus
auszubrechen,
frei und unbeschwert
durch den Tag zu
ziehen, fraßen sich
jeden Tag tiefer in ihr
Schneckenhirn.
Am Anfang hatte sie
noch Angst vor den
Gefahren.

Doch mit jedem Tag wuchs ihre Frustration. Sie tat diese Angst mit einem Fehlglauben ihrer evolutionären Vorfahren ab. Sie wollte raus aus diesem Haus, die Last von ihrem Rücken abladen und ein unbeschwertes, freies, wie sie meinte, Leben führen.

Es lag eine kleine Astgabel am Waldboden und Schnecke erkannte sofort ihre Chance. Sie schlüpfte unter das Geäst und ihr Haus verklemmte sich in der Gabel. Jetzt zog sie mit aller Kraft und mit einem Ruck war sie von ihrem Haus befreit. Es fiel vom Rücken und kollerte auf die Seite. Schnecke war glücklich über die Freiheit die sie meinte.

Etwas oberhalb beobachteten einige Vögel das Ereignis.

„Unser Essen hat sich selbst angerichtet“, jubelten sie unisono.

Die langsam denkende Schnecke erlebte ihren Tod nicht mehr.

Leopard sucht Namen

Alle Jahre wieder wird das Postflugzeug beladen, um die Telefonbücher auszuliefern. Heute war es soweit.

Das kleine Flugzeug wurde befüllt und startete Richtung Dschungeldorf. Wegen der Unaufmerksamkeit eines Arbeiters wurden die Türen schlecht verschlossen und beim Flug über den Dschungel sprangen sie auf. Ein Windstoss drang in die Ladeluke und wirbelte die darin liegenden Telefonbücher durcheinander.

Einige lösten sich aus ihrer Verpackung und fielen aus dem Flugzeug.

In diesem Moment ging ein Leopard arglos seines Weges und eines der Telefonbücher fiel ihm auf den Kopf.

Dieser Zwischenfall löste im Leopardenhirn eine Katastrophe aus.

Nach seinem Erwachen konnte er sich an nichts mehr erinnern. Er hatte seine Identität verloren. Er wusste nicht, wer oder was er ist.

Leopard irrte im verwirrten Zustand herum.

Er schrie wie ein Affe. Er aß Früchte. Er schlief wie ein Zebra. Er faulenzte wie ein Löwe. Er trompetete wie ein Elefant. Er züngelte wie eine Schlange. Er hatte die Angst der Gazelle. Er schwamm wie ein Fisch. Er roch wie ein Warzenschwein. Er trank wie ein Kamel. Er heulte wie ein Wolf.



Er war unglücklich.
In seiner Verwirrung
trieb es ihn zur
Menschensiedlung.
Er stand vor der
Schule und
eigenartigerweise
verstand er deren
Sprache.
Er hörte, wie jemand
sagte, dass die
anderen ein Buch
nehmen sollten,
um darin zu lesen.
Dieser jemand
nannte einen Namen
und ein anderer
jemand begann zu
sprechen.
Scheinbar las er aus
dem Buch.

Leopard eilte zurück in den Dschungel.

Er wusste, dass dort ein Buch lag. Er hegte den Glauben, mit diesem Buch
sein Problem lösen zu können.

Sofort begann er, das Buch zu lesen. Seine gestörte Gedankenwelt ermöglichte
es ihm, die Welt der Buchstaben zu verstehen.

Alfred Aal begann die Geschichte und endete mit Zoran Zwetschke.

Um dieses Wissen reicher, irrte der Leopard weiter durch den Urwald.

Es war wieder ein Jahr vergangen.

Das Flugzeug, der gleiche Arbeiter, bumm, die selbe Situation.

Der Leopard erwachte, knurrte ein wenig und jagte eine Gazelle.

Das Schaf und der Nerz



Das Schaf redete auf den Nerz ein, wie arm es doch sei.

„Ich werde abgeschert und dann wird Wolle daraus gemacht.

Billige Wolle für billige Pullover. Getragen von jedermann. Von dir aber wird ein Mantel oder eine Jacke gemacht, welche die Könige und Königinnen dieser Welt tragen.“

Das Schaf redete sich in eine schwere Depression, sodass der Nerz erstaunte, wie dumm ein Schaf sein kann,

welches solche Gedanken mit sich trug.

„Kann es nicht verstehen, dass ich für diese Produkte in einem kleinen Käfig dahindarben muss? Es mit dem Leben bezahlen muss, ohne sie auch nur einmal zu sehen. Die ewige Qual des Wartens im engen Käfig. Die Todesangst bei jeder Bewegung an der Stalltür. Du armes Schaf. Es beschwert sich bei mir über Probleme, die ich gerne haben würde.“

Das deprimierte Schaf steigerte sich noch mehr in seine Gedanken und wurde dabei vor Neid und Dummheit aggressiv gegenüber dem Nerz. Es stieß mit seinen Vorderpfoten gegen den Rücken des Nerz und zerriss dessen Fell. Nerz begann überglücklich zu lachen.

Diese Reaktion hatte das Schaf nicht erwartet und fragte verdutzt, warum der Nerz lacht und sich nicht erbost abwendet.

Der Nerz zeigte mit den Vorderpfoten auf einen herannahenden Menschen. Dieser betrachtete den Nerz und schoss ihn mit zorniger Miene in hohem Bogen Richtung Wald. Lachend verschwand der Nerz darin und war nicht wieder gesehen.

Der Mensch ging daran, das Schaf abzuscheren und als er dies erledigt hatte, verschwand er wieder in seinem Haus. Das Schaf stand nun nackt und ungeschützt im Hofe. Es kam schlechtes Wetter auf und das Schaf fror wegen seiner fehlenden Wolle. Trotzdem war es Schaf noch immer ein Rätsel, warum Nerz glücklich war, als er hinausgeworfen wurde.

Mehrere Tage vergingen und das Schaf stand dicht beim Zaun und blickte zum Wald. Da tauchte der Nerz auf. Sein Fell war noch immer vom Tritt des Schafes gezeichnet.

Das Schaf bat den Nerz sogleich um Entschuldigung, doch der Nerz winkte versöhnlich ab. Das Schaf ersuchte den Nerz um eine Antwort über sein Verhalten. Der Nerz erzählte dem Schaf, ganz langsam und mit einfachen Worten, dass sein Fell nicht nachwächst. Dass er für eine Jacke oder einen Mantel sterben muss. Dass sein kaputtes Fell wertlos ist.

Das Schaf begriff, dass es dem Nerz unbewusst das Leben gerettet hatte. Es dachte, dass es besser wäre mehr Schafwolle für Bekleidung zu verwenden, denn diese wächst nach.

Der Hahn, das Huhn und das Ei

„Wer war der erste von uns auf dieser Welt?“ Diese Frage stellten sich der Hahn und das Huhn. Daneben lag ein Ei.

Der Hahn sagte mit stolz geschwellter Brust, dass er der erste wäre, denn er trage den Samen des Lebens in seinem Körper.

Das Huhn antwortete darauf, dass er sich, ohne es, seinen Samen als Creme in die Federn schmieren könne.



Der Hahn erboste
daraufhin und
behauptete, er
benötige kein Huhn,
um Nachkommen zu
zeugen.

Das Huhn wandte sich
beleidigt von ihm ab
und sie gingen
getrennte Wege.

Daneben lag ein Ei.
Der Hahn ging
tagelang durch den
Wald.

Seine Sturheit ließ ihn
blind gegenüber
Gefahren werden.

Er wurde durch seine
Unachtsamkeit, die
leichte Beute eines
anderen Tieres.

Das Huhn saß tagelang beleidigt im Gras. Es wurde unachtsam und ebenfalls eine leichte Beute. Das Ei lag nur so herum.

Ein Windstoss brachte das Ei in Bewegung. Es kollerte einen kleinen Hügel hinab und zerbrach an einem Stein. Daraus schlüpften ein Huhn und ein Hahn. Sie wuchsen schnell und legten ein Ei.

Doch wieder fragten sie sich, wer wohl der erste auf dieser Welt war.

Der Hahn wurde eine leichte Beute und das Huhn auch. Das Ei lag herum.

Ein Windstoss. Es zerbrach. Ein Huhn und ein Hahn. Ein Ei gelegt.

Streit wer der erste. Windstoss. Geburt.

Eines Tages geschah, dass ein Ei zerbrach und daraus schlüpften ein Hahn und zwanzig Hühner. Durch den Arbeitseinsatz aufgrund der vielen Hühner hatte der Hahn keine Zeit mehr dumme Fragen zu stellen und die Hühner auch nicht dumme Antworten zu geben. Oder umgekehrt.

Die schöne Fledermaus



Die Fledermäuse hingen wie immer in ihrer Höhle, um auf die Nacht zu warten. Nebeneinander hingen sie.

Alle das gleiche Äußere.

Kein Unterschied war bemerkbar.

Jede Nacht zogen sie los, um Beute zu machen und danach kehrten sie wieder in ihre Höhle zurück.

Alle Fledermäuse hatten keine anderen Gedanken.

Eines Tages kam ein Höhlenforscher und betrachtete lange

die schlafenden Fledermäuse.

Des langen Betrachtens müde, schlief er ein und träumte von einer Fledermaus. Diese verwandelte sich in einen Menschen, der von faszinierendem Aussehen geprägt war. Er hatte aber einen Fehler. Er ernährte sich ausschließlich vom Blut anderer Menschen. Als Fledermausmensch war er nur nachaktiv. Also konnte niemand seine Schönheit erblicken, denn die Menschen schliefen und jene, die er besuchte, erblickten gar nichts mehr. Der Höhlenforscher erwachte und wollte seinem Traum Wirklichkeit verleihen. Er wollte, dass alle Welt wissen sollte, wie schön sein Fledermausmenschtraum aussehe.

Er ging nach Hause und studierte alte Bücher und Schriften aus der Welt der Zauberei. Zufällig stieß er auf eine Zauberformel, welche Fledermäuse in Menschen umzuwandeln versprach.

Er ging zurück zur Höhle und fing eine Fledermaus. Er sperrte sie in einen Käfig. Er flößte ihr das Zaubermittel ein. Er sprach die Zauberformel.

Rauch stieg auf und ätzender Geruch verbreitete sich im Raum.

Der Höhlenforscher wurde ohnmächtig und als er wieder erwachte, war die Fledermaus verschwunden.

Er suchte noch Jahrzehnte nach seinem Fledermausmenschtraum und vererbte die Suche an andere Generationen.

Die von ihm gefangene Fledermaus kehrte zu ihren Artgenossen zurück.

Sie hustete wegen der inhalierten ätzenden Gerüche noch wochenlang.

Ihre Artgenossen, die so ein Verhalten nicht kannten, fanden die Abwechslung schön und nannten ihren Artgenossen zukünftig: Schöne Fledermaus.

Die kreativen Gänse

Die Gänse waren sehr intelligente Tiere. Sie wanderten gerne durch die Gegend, doch sie waren sich bewusst, dass sie dabei Kleintiere und Pflanzen zertreten könnten. Dies störte sie sehr. Da sie es aber liebten, durch Wald und über Wiesen zu marschieren, wollten sie das Problem aus der Welt schaffen.

Die verschiedensten Vorschläge wurden beraten. Keiner führte zu einem akzeptablen Ergebnis. Sie studierten und sinnierten endlos herum. Sie waren fast so weit, ihr Lieblingsvergnügen aufzugeben.

Alle möglichen Dinge und Hilfsmittel probierten sie aus, doch nichts war mit einer zufriedenstellenden Lösung des Problems zu verbinden. Sie beschlossen, eine Gedankenpause einzulegen und nur im See zu schwimmen oder zu fliegen.

Ihre Sehnsucht nach einem ausgedehnten Spaziergang wurde immer größer. Doch ihre Willenskraft verhinderte, dass sie blindlings durch die Gegend trampeln.



Eine Gans saß lange
auf einem Stein und
betrachtete die
Frühlingswiese.
„Die herrlichen
Blumen.
Das saftige Gras.
Wie schön wäre es,
durch diese Wiese zu
wandern!
Die Grashalme würden
sich an mein Gefieder
schmiegen.
Der Geruch der
Blumen würde in
meine Nase strömen.“
Sie sah die
Margariten.
Es waren ihre
Lieblingsblumen.
Sie sah sie lange an.

Plötzlich bemerkte sie, dass diese in einer Reihe standen und im Wind wankten.

Die Gans stellte sich vor, dass diese Blüten Gänseköpfe wären, die mit jedem Schritte wankten.

Sie stellte sich vor, dass sie hintereinander gehen, wobei die vorderste den Schritt bestimmt und die anderen in ihre Fußstapfen nachtreten.

So wird der Boden immer nur von einer Gans berührt, auch wenn sie hundert wären.

Die Zerstörung würde minimiert.

Zufrieden waren die anderen Gänse mit diesem sehr ökonomischen Vorschlag – der Gänsemarsch war erfunden.

Der 999füßige Tausendfüßler



Die Raupen beschlossen, dem Tausendfüßler ihre Schuhe zu schenken, da sie diese als Schmetterlinge nicht mehr gebrauchen konnten. Sie sammelten und hatten bald fünfhundert Paar Schuhe beisammen. Diese brachten sie zu Tausendfüßler. Er freute sich sehr und begann sogleich sie anzuziehen. Stundenlang steckte er ein Bein nach dem anderen in die Schuhe

und als er endlich fertig war, blieb ein Schuh übrig.

Er begann sofort zu suchen, welches Bein er vergessen haben könnte.

Linke Reihe von hinten bis vorne, dann rechte Reihe von hinten bis vorne.

Er war verzweifelt, denn er konnte kein freies Bein finden.

Er wollte die Raupen fragen, ob sie sich verzählt hätten, doch sie waren bereits Schmetterlinge und auf und davon.

Der Tausendfüßler betrachtete den Schuh und die Verzweiflung, den Fehler nicht zu finden, trieb ihm erste Tränen ins Gesicht.

Er weinte so herzerreißend, dass sich aus Mitleid mehrere Insekten um ihn scharten.

Sie begannen, die Füße des Tausendfüßlers zu zählen, doch dieser weinte und schluchzte so sehr, dass er immer einige dutzend Beine bewegte und sie sich dauernd verzählten. Sie versuchten, ihn zu beruhigen und zu überreden, dass er stillhalten solle, damit sie ordentlich zählen können, doch er war mit nichts ruhig zu stellen. Unverrichteter Dinge verließen die Insekten den Ort des Dramas. Sie mussten erkennen, dass es aussichtslos war, seine Beine zu zählen.

Einige Tage haderte der Tausendfüßler noch mit seinem Schicksal, dann vergrub er den Schuh. „Sollte ich wirklich nur 999füßig sein?

Alle sagen 1000füßler zu mir.“ Seine Gedanken quälten ihn schon tagelang.

„Wer gab mir den Namen? Wer hat meine Füße gezählt?“

Eines Tages kam er zu Menschen, welche auf einer Wiese saßen und ihre mitgebrachten Brote verzehrten. Er kletterte auf ein Brot und schon wurde er emporgehoben. Doch knapp vor dem sabbernden Mund ein plötzlicher Stop. Ein Schrei: „Ein Tausendfüßler!“. Er fiel unsanft zu Boden und verkroch sich sogleich hinter Gras. „Sie waren es, die mir den Namen gaben.“

Er blieb noch eine Weile und hörte wie sie sprachen. Als die Frage gestellt wurde, wie viel $13+8$ ist und die Antwort 22 war, genügte ihm dies, um als 999füßiger Tausendfüßler zufrieden davonzuziehen.

Das farbenblinde Chamäleon

Das Chamäleon kam zufällig in eine Stadt. Zuerst fand es Gefallen an den großen Häusern und den vielen Menschen, doch bald merkte es, dass es, wenn es nicht aufpasste, zertreten oder von Autos überfahren und zerquetscht wird. Mit zunehmender Panik verkroch es sich in die verstecktesten Winkel.

Es musste aber erkennen, dass ihm überall Gefahr drohte. Gehetzt und im Schweiß seines Angesichts wollte Chamäleon dem Schicksal seinen Lauf lassen, als sich ihm eine Laterne anbot. Diese wollte es mit letzter Kraft empor klettern. Die Laterne war eine Ampel, welche den Autos Signale gab.

Das Chamäleon sah die verschiedenen Lichter. Rot, Gelb, Grün, doch Chamäleon erkannte die Farben nicht. Es war farbenblind.



Es kletterte in die rote Glasfassung und färbte sich grün, um nicht erkannt zu werden.

Das hatte schwerwiegende Folgen.

Die Autofahrer glaubten sich der Freifahrt und fuhren los.

Ein Krachen, Splittern, Krächzen war die Folge.

Schreiende Menschen sprangen kreuz und quer.

Tobende Gestalten hielten Teile von ihren Autos in den Händen,

oder warfen sie anderen nach.

Sirenen heulten unentwegt. Kreischende Silhouetten im Schatten der Großstadtlichter. Verbale Fetzen flogen von einem Ohr zum anderen. Das Chaos.

In diesem Chaos sah Chamäleon eine Chance, unbeachtet und deswegen unverletzt den Ort des Schreckens zu verlassen.

Wieder in der Natur, verkroch sich Chamäleon auf einem Baum.

Es lebte noch sehr lange, denn seine Feinde waren gewohnt, Chamäleons zu fangen, die sich perfekt der Umgebung anpassten und nicht eines, welches sich auf einer Blutorange grün färbte.

Die weisen Eulen



Alle Tiere des Waldes wussten, dass man, wenn man ein Frage hatte, zu den weisen Eulen gehen muss. Kein Rätsel blieb ungelöst. Sie wussten immer eine Antwort. Natürlich hatten sie Neider und die schwierigsten und raffiniertesten Fragen und Rätsel wurden ihnen vorgetragen. Eulen wussten und lösten alles. Sie waren nie müde, ihr Wissen zu erweitern und so verschlug es sie auch zu den Menschen.

Sie überflogen den Sitzungssaal einer Rüstungsfirma.

Darin saßen mehrere Menschen, die vor sich hingrübelten, welche Waffen sie einsetzen sollten, um noch mehr Artgenossen ausrotten zu können. Die Eulen saßen am Fensterbrett und waren sehr erstaunt, um der armen Kreaturen quälender Gedanken.

Noch nie war ein Tier zu ihnen gekommen, um diese Frage zu stellen.

Neugierig auch diese rätselhafte Fragestellung einer Antwort zuzuführen lauschten sie dem beginnenden Gespräch der Menschen.

Vernichtung – eine ganze Stadt – fünf Millionen – ein Land – hundert Millionen – Zerstörung – auslöschen, waren die häufigsten Vokabel.

Ist es die Weisheit der Menschen, sich selbst zu vernichten? Die Eulen wollten den Sinn ergründen.

Können sie sich nicht leiden? Wollen sie nicht miteinander leben? Die Eulen ergründeten gewissenhaft die Psyche der Menschen, doch sie wurden nicht schlau daraus.

Welcher Trieb bringt sie so weit, an die Selbstvernichtung zu denken? Bei den Tieren kannten sie die Kämpfe um Geschlechtspartner oder um Nahrung. Mit dieser Grundphilosophie konnten die Eulen in der Tierwelt ihren Rang erreichen. Doch die Menschen. Was geht in diesen Wesen vor? Was ist ihre Philosophie?

Die Eulen zogen sich wieder in den Wald zurück. Sollte dieses Rätsel unbeantwortet bleiben?

Beim Flug zum Wald sahen sie auf einer Wiese einen Menschen, wie er einen Hund streichelte. Dies verwirrte die Eulen noch mehr, doch mit Fortdauer ihrer Bemühungen, die Welt der Menschen zu verstehen, fanden sie die Lösung: Er ist kein natürliches Wesen.

Der geschmacklose Ameisenbär

Ein Jäger musste dringend seine Notdurft verrichten. Er setzte sich hinter einen Baum und drückte seine Exkreme auf den Waldboden. Nicht weit entfernt beobachtete ein Ameisenbär den Ort des Geschehens.

Er wartete eine Weile und begab sich alsdann zu dem abgelegten Kot des Menschen. Gierig etwas Neues zu riechen, steckte er seinen Rüssel in das noch warme Etwas und saugte die Düfte in seine Nase. Die Folgen waren katastrophal.

Der Gestank raubte dem Ameisenbär sämtliche Sinne. Er irrte tagelang benebelt durch den Wald. Er wankte des Öfteren, fiel zu Boden und musste sich mühsam wieder hochrappeln.

Mit der Zeit erholten sich seine Sinne wieder, nur der Geschmacksinn war verschwunden.



Er roch keine Ameisen mehr und musste sie mühsam mit den Augen erspähen. Sie schmeckten ihm auch nicht, denn er konnte nicht unterscheiden, ob es Ameisen oder Tannennadeln oder anderweitiges war, was er in seinen Rüssel saugte. Wieder kam ein Jäger in den Wald und wieder beobachtete Ameisenbär, wie dieser seine Notdurft auf den Waldboden drückte. Er stürmte los

und wollte den Scheißenden angreifen. Der Jäger erschrak, wollte mit heruntergelassener Hose nach seinem Gewehr greifen, stolperte, wirbelte herum und fiel mit seiner Nase in den eigenen Kot.

Der Ameisenbär unterbrach seinen Angriff und wandte sich schmunzelnd von dieser Szenerie ab.

„Geteiltes Leid ist halbes Leid.“ Ameisenbär war wieder fröhlicher.

Durch die wiedergewonnene Gelassenheit löste sich seine nervliche Verspannung und im Zuge der dadurch gewonnenen inneren Ausgeglichenheit, konnte sich sein Geschmacksinn regenerieren. Er konnte wieder Ameisen riechen und schmecken.

Der Ameisenbär sah es als lebenslange Aufgabe, die anderen Tiere des Waldes zu warnen, dass sie Menschenkot nicht riechen sollten.

Davon wird man geschmacklos.

Die hundertjährige Eintagsfliege



Am nächsten Tag erwachte die Fliege. Sie erstaunte vor der Tatsache, dass sie 24 Stunden überlebt hatte und sich jetzt in der Phase des Unmöglichen befand. Wie neugeboren fühlte sich die Fliege. Hat der natürliche Tod sie übersehen? War sie auserwählt zu Höherem? Ist sie zum ewigen Leben bestimmt? „Bin ich unsterblich?“ Was die Fliege zu diesem Zeitpunkt nicht wusste, war das Vorgegangene:

Fliege flog wie üblich durch Menschenhäuser. Angezogen von den Düften derer Küche. In dieser saß jedoch, das Schicksal wollte dies, ein alter knurriger Mensch, der sich eines langen Gerätes bediente, welches den Fliegen den Garaus machen sollte.

Fliege war zu Lebzeiten kein dummes Wesen ihrer Art. Sie vermied die Gefahr des Insektensprays ob generationsbedingter Überlieferung. Auch die mit Süßstoff getränkten Klebebänder, welche verlockend von der Decke hängen, waren ihr bekannt. Auch die diversen Futtertröge, allesamt als Falle aufgestellt, kannte Fliege.

Doch dieser Mensch benützte eine verlängerte Hand, welche für die Reaktion der Fliege zu schnell war.

*Der Ribiselkuchen mir seinem Staubzuckerüberzug war zu einladend.
Fliege sah noch den Riesenschatten über ihrem Haupte, danach die Explosion
des Kuchens. Aus.*

Als Fliege wieder erwachte, konnte sie sich an nichts erinnern. Sie hatte das Gefühl, als ob sie hundert Jahre geschlafen hätte. Ihr Zeitsinn wurde durch den Schlag in Unordnung gebracht.

In der Realität war Fliege erst 17 Stunden alt. Sie hatte im Fliegenleben noch eine Ewigkeit vor sich.

Fliege flog mit dem Bewusstsein, unsterblich zu sein, durch den Raum.

Ihre Abenteuerlust kannte keine Grenzen. Sie wollte die gefährlichsten Dinge ausprobieren. In den Eiskasten zu fliegen, um zu wagen, den Erfrierungstod, zwischen diversen Delikatessen zu erleiden oder die Rettung durch einen hungrigen Menschen zu erfahren. Das Schnappen einer Beute vor dem Sog des gierig in sich inhalierenden Staubsaugers. Das Kunstfliegen durch die Nebel des Insektensprays. Das Umkreisen der Klebefallen mit immer dichter werdenden Radien. Die Lebenslust der Fliege kannte keine Grenzen. Auch der verlängerten Menschenhand wich sie geschickt aus.

Ihre Reaktionszeit war verändert. Sie hatte keine Angst.

Als die 24 Stunden zu Ende waren, ist sie mit einem Lächeln auf dem Rüssel verstorben.

Die verrückte Spinne

Die Spinne wollte nicht wie alle anderen sein.

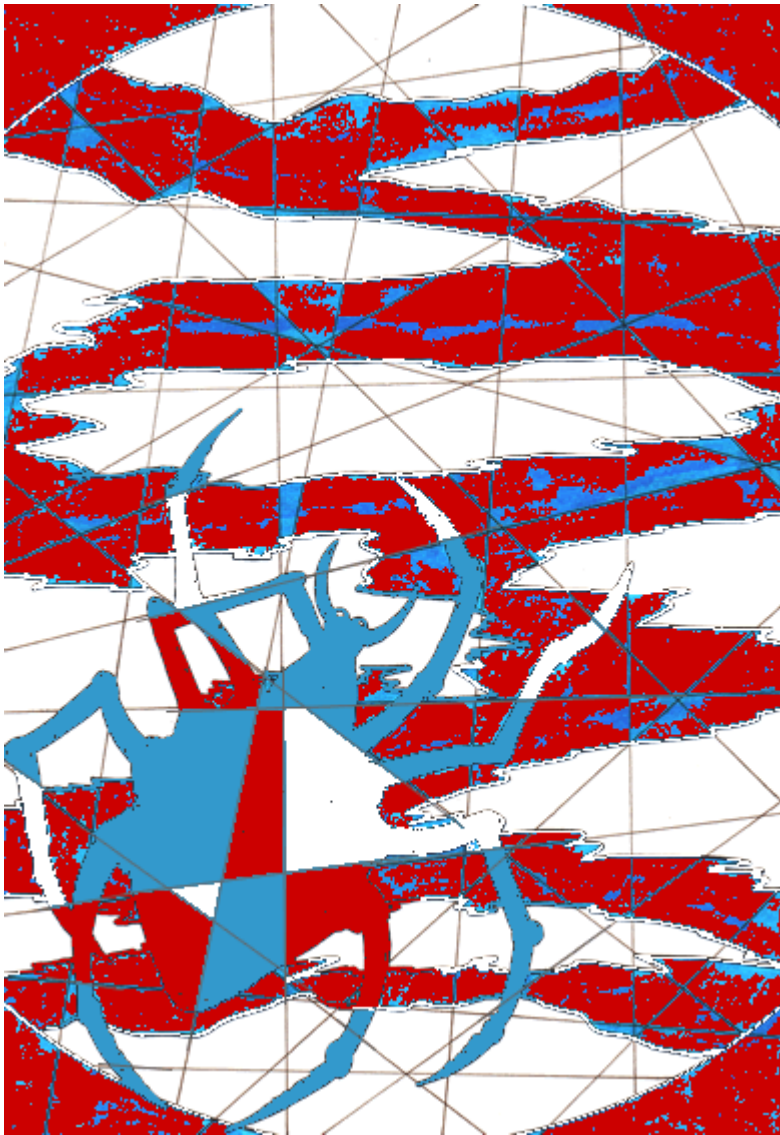
Sie wollte nicht in stillen Ecken und geschützten Winkeln auf ihre Beute warten.

Sie liebte die Abwechslung und ihr Zuhause war das Ganze.

Sie nutzte die verschiedensten Plätze, um ihre Netze zu spinnen.

Zwischen Wäschehaken, nur an einem Blatt hängend, in stehenden Autos, zwischen den Puffern eines Zuges.

Für Spinne war kein Platz unmöglich.



Sie spinnte zwischen
zwei Steinen bei Ebbe,
obwohl sie wusste,
dass die Flut wieder
kommt.

Sie spinnte zwischen
zwei Biergläsern,
obwohl sie die
Trinkgewohnheiten
kannte.

Doch ihre Fänge
waren so ergiebig,
dass die anderen
Spinnen,
die sie als verrückt
bezeichneten,
nachdenklich wurden.
Zusammen waren sie
sich des Neides
gegenüber der
Verrückten einig.

Einzeln aber trafen sie sich mit ihr, denn es sollte geheim bleiben, um ihr
Interesse zu befriedigen.

Spinne lächelte und erzählte bereitwillig ihre Gedanken.

Die Anderen kapierten das meiste nicht, doch gereichte das Gespräch mit ihr,
um ihnen Mut für mehr Initiative zu geben.

Sie hatten nicht die ausgefallene Fantasie der Verrückten, doch im Laufe der
Zeit entwickelten sie auf ihre Art mehr Möglichkeiten, ihre Netze zu platzieren.

Die Insekten, die diese Taktik der Spinnen nicht durchschauten, wurden immer
häufiger Opfer derselben.

Die heilige Kuh



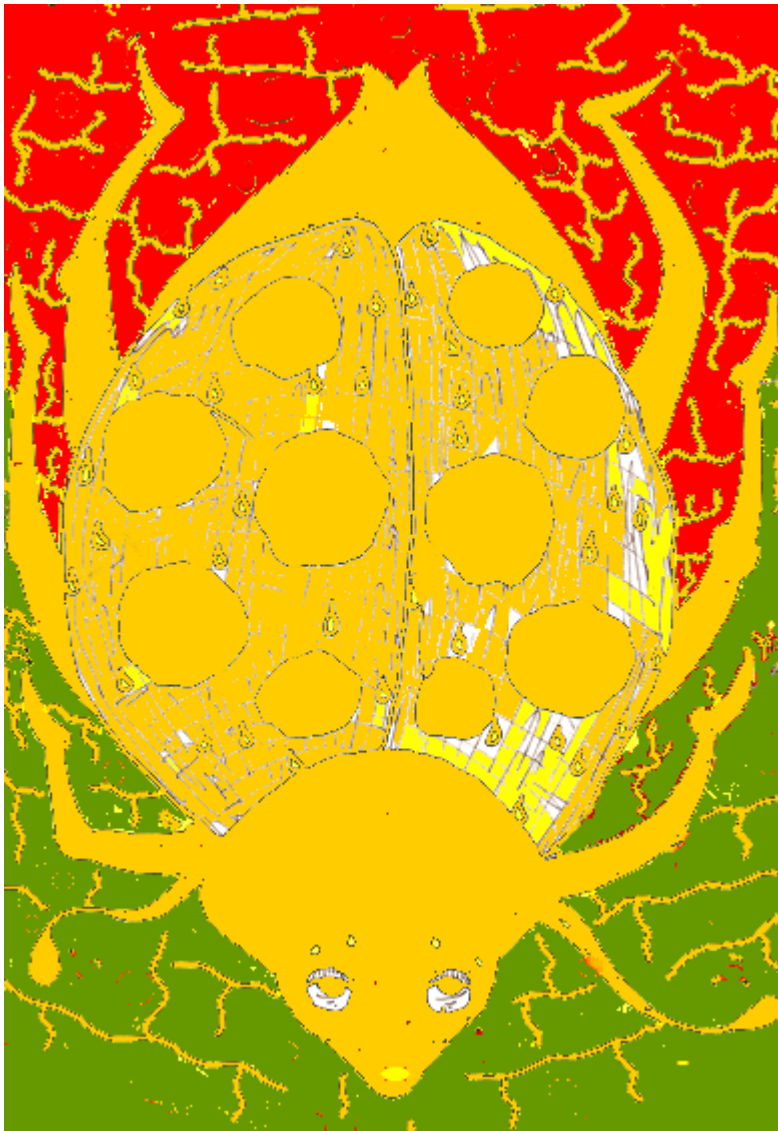
Die Kuh hatte es satt, dass der Mensch über ihr Leben und das ihrer Kinder entscheidet. Zu lange betrachtete sie das Schicksal ihrer Artgenossen mit Argusaugen. Sie sah voller Entsetzen, wie die Kühe und ihre Kälber ohne Vorwarnung aus dem Leben gerissen wurden. Ihre Unterlegenheit war ihr bewusst. Sie sann nach einer Lösung, diesem Schicksal einen Riegel vorzuschieben.

Ihr Vorteil war, dass sie eine sehnige, magere, hässliche Kuh war. Zumindest für des Menschen Auge. Sie wusste aber um des Menschen Glauben an Gott. Sie hatte in Erfahrung gebracht, dass verschiedene Wesen auf die Erde geschickt wurden, welche die gottgläubigen Menschen als heilig verehrten. Sie kannte keinen Gott, sie kannte keine Heiligen, sie musste sich auf ihre Urinstinkte verlassen, denn sie war eine Kuh.

Es war ein schöner Sommertag und die Menschen bereiteten sich auf ein Fest vor. Am Abend wollten sie ein Feuer entzünden, um zu Gott zu beten, zu tanzen und lustig ihren Trieben Genüge tun. Die Kuh schlich unbemerkt zu dem aufgeschichteten Holz und versteckte sich darunter.

Es war soweit. Die Menschen entzündeten das Feuer. Langsam loderten die Flammen immer höher und der Kuh wurde es immer heißer. Als es bereits unerträglich wurde, schnellte die Kuh empor und stand mitten im Feuer. Die Menschen, welche das Beten bereits beendet hatten und sich anderen Gelüsten hingaben, sahen ungläubig die Kuh in der Feuersbrunst. Es dauerte nicht lange und die ersten sprachen bereits von einem Zeichen Gottes. Die Kuh schüttelte sich schnell die noch glosenden Holzstücke von ihrem Körper, um eilends zu ihrer Wiese zurückzukehren. Die Menschen machten andächtig den Weg frei.

Marienkäfer und die Sonne



Zum wiederholten Male hörte er das dringliche Ansuchen, die Sonne zu holen. Sein Blick zum Himmel zeigte ihm den Weg, doch wie weit ist diese Reise?

Marienkäfer wusste nur einen Ausweg aus dieser Krise. „Ich muss es wagen.“ Nach seinen tagelangen Berechnungen, beschloss er, morgen loszufliegen. Es war soweit. Marienkäfer flog gegen die Sonne. Nach langer Zeit durchstieß er die Wolken.

Er erreichte das Ende der Erdatmosphäre und befand sich jetzt freischwebend im All. Er kam beim Mond vorbei und erschrak beim Anblick des kahlen grauen Steines, der sich ihm darbot. Er sah die Sterne aus der Nähe und vermisste ihr Leuchten, das er des Abends von der Erde bewunderte. Er fiel in ein Wurmloch um in einem schwarzen Loch wieder aufzutauchen. Er sah Galaxien in der vierten Dimension und bis er sie dreidimensional begriffen hatte, waren sie bereits in der sechsten Dimension. Er sah wie Sterne in einer Supernova verschwanden und andere aus Staub entstanden. Er sah das Ende des Kosmos und dahinter ein neues All. Er sah, oder glaubte zu sehen, wie fremde Wesen auf der Milchstraße Wein anbauten. Er fühlte wie seine Realität zur Halluzination wurde. Er fühlte wie seine Halluzinationen Realität wurden. Er surrealisierte sich in sich selbst. Die unergründlichen Strömungen des Kosmos hatten Marienkäfer gefangen. Sie trugen ihn unaufhaltsam seinem Unterbewusstsein entgegen. Die Sonne nahte. Die Hitze wurde immer unerträglicher. Sein letzter Schutzinstinkt ließ ihm seine Flügel der Gefahr entgegenhalten. Sein irdisches Leben war ausgehaucht. Marienkäfer ergab sich dem Außerirdischen. Die kosmischen Strömungen vollbrachten ihr Werk. In die Erdatmosphäre zurückgekehrt, fiel Marienkäfer anhand der Gravitation, zu Boden. Sanftes Moos dämpfte seinen Aufschlag. Marienkäfer erwachte und wusste vom Vorangeschehenen nur mehr den vermeintlichen Auftrag seiner Reise.

Als er nach Tagen verkehrt über ein klares Gewässer flog, sah er die schwarzen Punkte auf seinen Flügel. Diese bestätigten seine bereits vorher gefasste Meinung, nicht ein Wettersklave zu sein.

Nur der Esel kennt das Geheimnis

Als die Pflanzen geschaffen wurden, waren sie als Futter für andere Lebewesen bestimmt. Die schönsten Farben und Formen wählte die Erde, um den Tieren und Menschen diese schmackhaft zu machen. Die Ernsthaftigkeit mit der die Erde an diese Aufgabe ging, war durch keine Fehler getrübt. Eines Tages hatte sie aber Lust ihren Alltag ein wenig zu erheitern.



Sie beschloss, eine geheimnisvolle Pflanze wachsen zu lassen. Sie integrierte jeden Wohlgeschmack in diese, doch sie gab ihr ein nicht besonders schönes Äußeres und erschwerte deren Verzehr mit langen Stacheln. Ihr Name war Distel. Viele Lebewesen betrachteten Distel, doch keiner getraute sich, sie anzurühren, geschweige denn von ihr zu kosten. Die Distel wuchs, ungefressener Weise,

rasend durch die Flora.

Trotz dieser unangenehmen Art der Wegebehinderung waren sich die Lebewesen einig, dass nur ein Dummkopf von dieser Pflanze als Nahrung Gebrauch machen kann.

Ein Esel stand auf der Wiese und äste dahin. Arglos aß er alles Gras und Ähnliches in sich hinein. Sein Gemüt war von natürlicher Lässigkeit geprägt und seine Bewegungen von Langsamkeit bestimmt.

Esel kam zu einer Distel. Sah diese und verzehrte sie. Vorsichtig aber bestimmt. Seine überlegene Verspeisungskunst überlistete der Distel Stacheln. Esel ergötzte sich am Wohlgeschmack.

Als der Esel von den anderen Lebewesen erfahren musste, dass er wegen des Verzehrs der Distel ein Dummkopf sein muss, freute er sich, ein Esel zu sein.

Die Philosophie – Flöhe



Der Floh saß
auf einem
Menschenkörper
und trank frisches Blut.
Er hatte Gefallen
daran, den
schlagenden und
kratzenden Händen
zu enteilen und
immer neue Plätze
zu entdecken,
um den Menschen
Ärger durch Jucken zu
bereiten.
Von Kopf bis Fuß und
zurück spielte er sein
Spiel.
Er hüpfte vergnügt bei
den roten Flecken
vorbei, welche seine
Bisse markierten.

Der Floh war ein gar fröhliches Wesen.

Er konnte rasch und ziemlich ungefährlich seine Reviere wechseln. Er hatte bereits ein evolutionäres Stadium erreicht, sich die Blutgruppe auszusuchen, den körperlichen und geistigen Zustand seines Opfers einzuschätzen und danach auszusortieren.

Wie jeden Tag kratzten und schlugen die Hände nach ihm und Floh turnte aus Langeweile zwischen den Fingern herum. Dieser Mensch kratzte sich am Ohr und Floh sah das Ohrloch vor sich. Sofort interessierte ihn diese Höhle und er drang vorsichtig in sie ein. Ein langer dunkler Weg führte ihn in das Gehirn des Menschen. Wie ein riesiges Labyrinth kam es Floh vor und er beschloss, hier ein Abenteuer zu erleben. Hurtig durchstreifte er die Windungen.

Der Mensch befand sich in Gesellschaft seiner Artgenossen und diese unterhielten sich über den Sinn des Seins und andere wichtige Dinge. Durch das ständige Kribbeln im Gehirn wurde Mensch zu unkontrollierten Aussagen getrieben. Die Anderen anerkannten ihn alsbald als großen Philosophen.

Der Floh fand einen Ausweg aus dem Labyrinth und besuchte noch viele Köpfe. Er teilte auch seinen Artgenossen seine Erlebnisse mit und viele begaben sich auf diese lustige Reise.

Der gemütliche Bär



Der Bär war im ganzen Wald als lustiger Geselle bekannt. Er frönte den langen Tag der Gemütlichkeit und war auch immer zu Scherzen bereit. Er gaukelte den Bienen ein Schauspiel vor und stahl dazwischen ihren Honig. Er fing Fische abwechselnd mit der linken und der rechten Hand, wirbelte sie durch die Luft und fing sie nach einem dreifachen Salto mit doppelter Schraube mit dem Maul auf.

Oder er aalte sich unter einem Brombeerstrauch und angelte lässig mit der Zunge nach diesen. Er ließ sich, am Rücken liegend, vom Fluss dahintreiben. Er kratzte sich genüsslich an einer Baumrinde. Nichts konnte seine Ruhe stören.

Eines Tages kamen Jäger in den Wald und feuerten mit ihren mitgebrachten Gewehren auf die Tiere.

Auch den Bären verschonten sie nicht.

Er sah, wie die Tiere von den Kugeln getroffen wurden und qualvoll verendeten. Auch der ohrenbetäubende Knall der Schüsse erregte den Bären so sehr, dass seine Gemütlichkeit in Aggression umschlug.

Wo er die Jäger aufspüren konnte, griff er sie an. Er versuchte ihnen Angst und Schrecken einzujagen. Bär erkannte die Gefahr der Gewehre und bot all seine Listigkeit auf, um dieser zu entinnen. Es waren aber so viele Jäger, dass seine Attacken immer spärlicher werden mussten.

Bär zog sich weiter in den Wald zurück.

Er dachte über eine Lösung dieses Übels nach, doch seine List, seine Scherze, seine Geschicklichkeit waren nicht das probate Mittel.

Bär war ein intelligentes Tier und eines Tages fand er einen handgeschriebenen Brief.

Er erlernte dadurch die Schrift der Menschen und begann kleine Briefchen zu schreiben. Diese versteckte er in den Jacken oder Brotkörben der Jäger. Auf diesen Zetteln standen verschiedene Nachrichten.

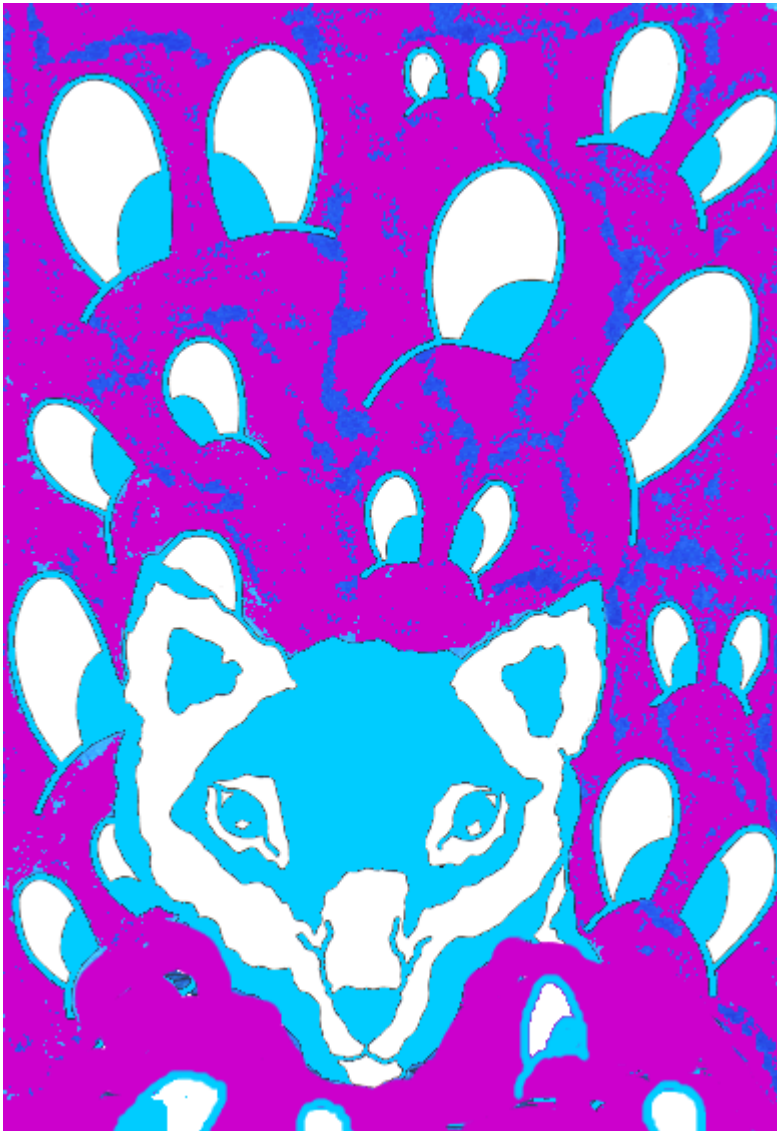
Josef hat ein schöneres Gewehr als du. – Fritz hat viel mehr Tiere geschossen als du. – Hermann trifft viel besser als du. – August hat einen schöneren Hut als du. – Hans hat bessere Geländeschuhe als du.

Solche und andere Mitteilungen ließen auf die Wirkung nicht lange warten.

Die Jäger begannen, im Konkurrenzneid zu versinken und folge dessen auf sich selbst zu schießen.

Der Bär schwamm wieder im Fluss, stahl Honig, aß Beeren und kratzte sich seinen Rücken an einer Baumrinde. Von Zeit zu Zeit schrieb er.

Als der Wolf heulte



Es war wieder Vollmond. Der Wolf saß auf einem Stein und verkündete allen Tieren das eindrucksvolle Schauspiel. Sie fühlten sich wohl in diesen, vom Mond erhellten, Nächten. Der Wolf stimmte seine schönsten Lieder an und heulte diese durch Wälder, Wiesen und Auen. Viele Menschen hatten sich versammelt, um diese Nacht im Rausche zu feiern. Der Mond

animierte sie, ihrer Fantasie freien Lauf zu lassen.

Nur das Heulen des Wolfes störte sie. Sie beschlossen, schon spät des Nachts, den Wolf zu fangen und sein Geheule zu unterbinden. Die Tiere erahnten das menschliche Ansinnen und warnten Wolf vor der Gefahr.

Wolf sah, wie die Menschen näher kamen. Ihre Fackeln wackelten durch den Wald. Wolf beschloss, sich hinter Steinen zu verstecken.

Die Menschen hatten den vermutlichen Platz der Lärmbelästigung erreicht. Sie suchten Wolf. Sie tranken ihre mitgebrachten Elixiere. Sie begannen in feuchtfröhlicher Laune ihre Lieder zu Heulsingen. Sie kletterten auf Steine, um sich als Wolf zu gebärden.

Der vielen Tiere Ohren waren derarten beleidigt von den akustischen Darbietungen menschlicherseits, dass sie zu allem entschlossen waren. Sie vereinigten sich und mit lautem Gebrülle, Gezwitscher, Gezische, Gekrächze stürmten sie gemeinsam los. Für die Menschen sah dieser geballte Angriff der verschiedensten Tiere wie ein tausendäugiges Riesenmonster aus. Panikartig ergriffen sie die Flucht. Wieder an ihren Ausgangspunkt zurückgekehrt, konnten die Menschen ihre Fantasie nicht mehr zügeln. Horror, Gruseln, Grauen, blankes Entsetzen, Geister, Gespenster, schwarze Magie, Zauber, Hexerei, nackte Angst – waren der Stoff ihrer Erzählungen, als der Wolf wieder heulte.

Hase, Hase, Hase und Hase

Jeden Freitag Abend trafen sie sich zum Kartenspiel.

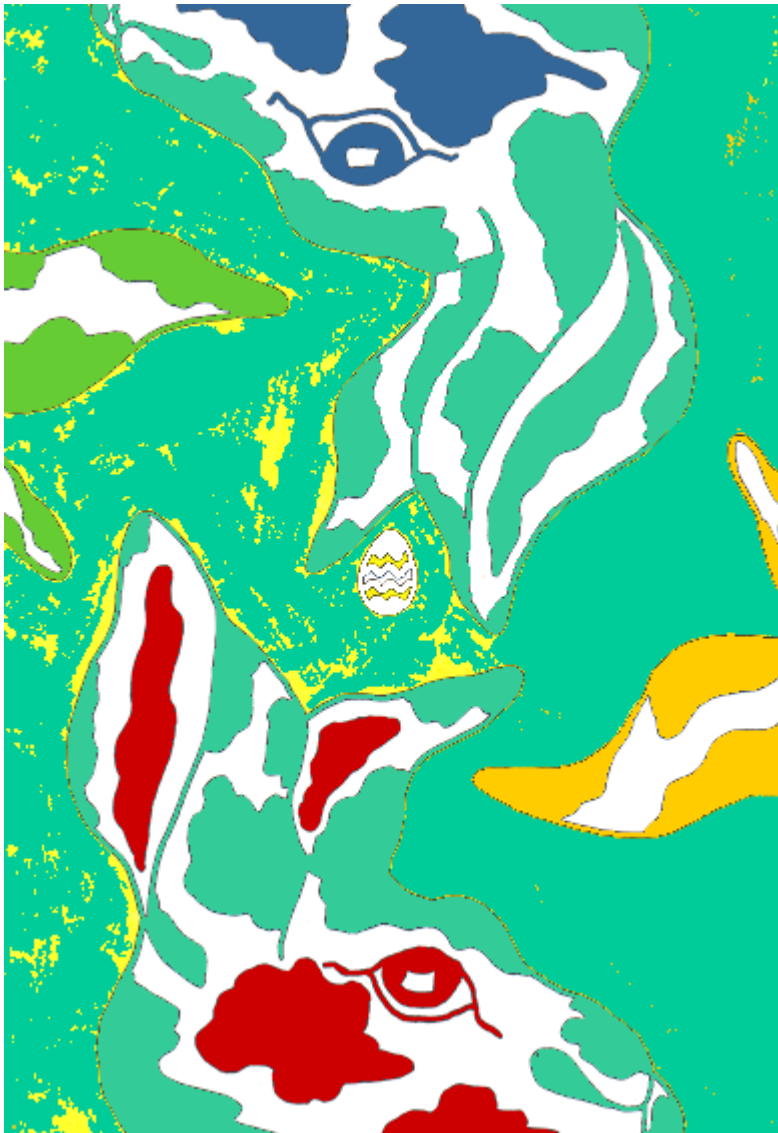
Schon seit langer Zeit hatten sie Schwierigkeiten, denn alle hießen Hase. Bei der Frage, wer die Karten mischen und verteilen sollte, war Hase an der Reihe und sie wussten nicht wer von ihnen gemeint war. Die Hasen fanden keine Lösung, denn sie kannten keine Namen.

Eines Tages hatten sie die Idee, die Himmelsrichtung, in der sie wohnten, als Grundlage zu nehmen. Nord, Süd, West und Ost sollten ihnen als Orientierungshilfe dienen, wer die Karten ausgibt. Sie waren einverstanden, sich zukünftig so zu nennen.

Sie kannten auch kein Geld und so spielten sie um Hühnereier. Um die verschiedene Wertigkeit der Eier kennzuzeichnen, bemalten sie diese mit verschiedenen Motiven.

Die schönsten waren am meisten Wert. Jeder Hase brachte in einem Korb seine Spieleier mit und war natürlich bemüht, diese so schön wie möglich bemalt oder sonst wie verziert zu haben. Mehr Einsatz mehr Gewinn.

Eines Tages ging Osthase zum freitäglichen Treff. Er wurde jedoch von Menschen gefangen und in einen Käfig gesperrt. Die Menschen bestaunten die schönen bunten Eier. Sie fragten den Hasen, warum er diese so wunderbar verziert.



Der Hase erzählte den Menschen von dem wöchentlichen Treffen zum Kartenspiel. Vom Einsatz der Eier als Spielkapital und vom Wert der Eier gemessen an ihrer Schönheit. Er teilte ihnen auch mit, dass er der Osthase ist und eigentlich in Eile wäre, denn die anderen würden bereits auf ihn warten. Die Menschen hatten Mitleid mit dem Hasen und ließen ihn laufen. Die wertvollen Eier behielten sie

und nannten sie Osteier.

Die Menschen wollten ihren Reichtum vermehren und beschlossen, in Zukunft alle Eier zu bemalen. Als erstes war ihnen der Name Ost nicht genug und sie steigerten, um den Wert ihrer Eier zu erhöhen, den Namen in Oster.

Mit der Zeit verlor sich der anfängliche Enthusiasmus in den Bereich der Fehleinschätzung.

Sie beschlossen, diese Art der Vermögensbeschaffung in das Reich der Bräuche, Mythen und Sagen anzusiedeln. Ihren Kindern erzählten sie, weil sie auf ihren zillionen angesammelten scheinbaren Wertgegenständen sitzen geblieben waren, dass diese der Osterhase bringt.

Die Kinder glaubten diese Geschichte nur einmal im Jahr. Nord-, Süd- und Westhase sind aber nicht traurig, in dieser Geschichte keine Rolle zu spielen.

Die zwei Schweine



Wie jeden Morgen suchten sich die zwei Schweine eine Ecke, um ihre Notdurft zu verrichten.

Dabei beobachteten sie das Leben und Treiben der Menschen und unterhielten sich über dieses.

Schwein 1:

„Er hat sich einen neuen Anzug gekauft.“

Schwein 2:

„Ob er damit seinen Minderwertigkeitskomplex kompensieren kann?“

Schwein 1:

„Er arbeitet und ernährt seine Familie.“

Schwein 2: „Aber seine Karrieresucht untergräbt eine angemessene emotionelle Verbindung zu Frau und Kindern.“

Schwein 1: „Sie haben eine tolle Wohnmöglichkeit. Fernseher, Waschmaschine, Geschirrspüler, elektronische Raffinessen aller Art.“

Schwein 2: „Und sie streiten darin.“

Schwein 1: „Er hat ein neues Auto besorgt.“

Schwein 2: „Natürlich größer wie der Nachbar.“

Schwein 1: „Sie sind wie millionen andere.“

Schwein 2: „In der Gemeinschaft fühlen sie sich stark. Als Einzelwesen degenerieren sie in die Ratlosigkeit ihrer Gefühlswelt. Sie benehmen sich, aus ihrer persönlichen Angst heraus, so wie sie es sich von uns vorstellen.“

Schwein 1: „Sie meinen – wir leben wie Schweine?“

Schwein 2: „Das glauben sie, doch interpretieren sie ihr eigenes Leben in das unsrige.“

Schwein 1: „Wie meinst du das?“

Schwein 2: „Wir haben den Namen Schwein für uns nicht erfunden.“

Schwein 1: „So müssen wir für ihre Art zu leben hinhalten?“

Schwein 2: „Nein – Sie versuchen sich selbst zu rechtfertigen, indem sie anderen ein Schweineleben unterstellen.“

Schwein 1: „Dann bin ich aber froh kein symbolisches sondern ein realistisches Schweineleben zu führen.“

Schwein 2: „Worauf du einen lassen kannst.“

Schwein 1: „Was machen wir morgen?“

Schwein 2: „Wir scheißen in eine andere Ecke.“

Es kam, sah und Pferd

Der Erde war es langweilig, unbewohnt durch den Kosmos zu fliegen.

Sie sehnte sich nach Abwechslung. Nach Leben auf ihrem Körper.

Die Kräfte von Wasser, Licht, Luft und ihr selbst sollten reichen, um eine Evolution in Gange zu setzen.

Zuerst schuf sie die Pflanzen. Sie hatten ausreichend Nahrung durch das Wasser. Die Pflanzen bewegten sich aber nicht und so schuf sie den Wind. Eine Zeit lang genügte ihr dies, doch Langeweile blieb nicht im Verborgenen. Sie beschloss, Lebewesen zu schaffen.

Der Mond beeinflusste ihre Fantasie und Erde machte es Riesenspaß, die verschiedensten Kreaturen zu modellieren. Große, kleine, dicke, dünne, schnelle, langsame, träge, fleißige, schlaue, weniger schlaue.

Sie besiedelte alle erdenklichen Plätze auf ihrem Körper.

Jahrtausende gereichte ihr das natürliche Treiben.

Fressen und gefressen werden, waren ihr Schauspiel genug.

Freund Langeweile setzte daran, sie zu Neuem zu inspirieren.

Ein denkendes Wesen sollte geschaffen werden.



Sie sammelte alle Kräfte des Universums, der Sonne und des Mondes. Sie nahm die Energie des Wassers und der Winde und konzentrierte all ihre Anstrengungen auf die Schaffung des einen Wesen. Die Erde war dermaßen erregt in ihrem Zustand, dass ausbrechende Naturgewalten fast alle, zu dieser Zeit lebenden Tiere, ins Aussterben getrieben wurden.

Urzeiten vergingen.

Die Erde hatte sich für diese Aufgabe fast selbst überfordert.

Doch Endlich.

Furchtbare Gewitter waren die ersten Vorboten. Vulkane sprühten ihr Inneres nach außen. Tobende Meere. Gigantische Wellen. Erdmassen verschoben sich und türmten schroffe Felsen gegen den Himmel. Erde spürte, dass ihre Qualen, vor der freudigen Erwartung ein baldiges Ende finden werden. Dass sie etwas Einzigartiges, Fantastisches, in seiner Art mit nichts zu Vergleichendes schaffen wird.

Der Urknall verkündete das freudige Ereignis.

Das erste Pferd wurde geboren.